

## Campus-Bauten der 1960er und 1970er Jahre und ihre bauliche Weiterentwicklung

In den 1960er und 1970er Jahren wurden so viele Universitäten gegründet und bestehende Areale ausgebaut wie nie zuvor und nie wieder danach. Die Bauten sind geprägt durch kühne architektonische Konzepte und neue Technologien. Jede Anlage ist Zeugin einer Zeit, in der der Glaube an ein stetiges Wachstum noch ungebrochen war. Diese Überzeugung spiegelt sich auch in den Entwurfsprinzipien wider.<sup>1</sup> Die bauliche Weiterentwicklung drei dieser Areale und im speziellen die Frage, inwieweit die ursprünglichen Entwurfs-Konzepte berücksichtigt wurden, soll Gegenstand dieses Aufsatzes sein.<sup>2</sup>

Circa 15 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs begannen ernsthafte Debatten über Neugründungen von Universitäten in der Bundesrepublik.<sup>3</sup> Der Auslöser dafür war kein theoretischer, sondern von praktischer Natur: die Studierendenzahlen schossen in die Höhe. 1959 gab das Bundesinnenministerium ein Heft mit dem Titel „Überfüllung der Universitäten“<sup>4</sup> heraus, in dem die Studierendenzahlen dem geschätzten Fassungsvermögen der Universitäten gegenübergestellt wurden. In den zehn Jahren zwischen 1950 und 1960 hatte sich die Studierendenzahl fast verdoppelt, obwohl der allgemeine Anstieg der Bevölkerung sehr viel geringer ausfiel.<sup>5</sup> Dieser Anstieg lässt sich kaum mit demographischen Vorgängen erklären, sondern ist auf schulpolitische Maßnahmen und wirtschaftliche Veränderungen zurückzuführen. In den frühen 1950er Jahren wurde das Aufnahmeverfahren für höhere Schulen gelockert, was einen enormen Anstieg der GymnasialInnen zur Folge hatte. Zudem wurde das Schulgeld abgeschafft sowie 1957 der Vorgänger des BAföG eingeführt.<sup>6</sup> Den größten Einfluss auf die Studierendenzahlen hatte aber der flächendeckende wirtschaftliche Aufschwung, der das allgemeine Bildungsverhalten der Bevölkerung nachhaltig veränderte. So konnten und wollten mehr Familien ihren Kindern ein Studium ermöglichen.<sup>7</sup>

1960 schlug der Wissenschaftsrat die Gründung

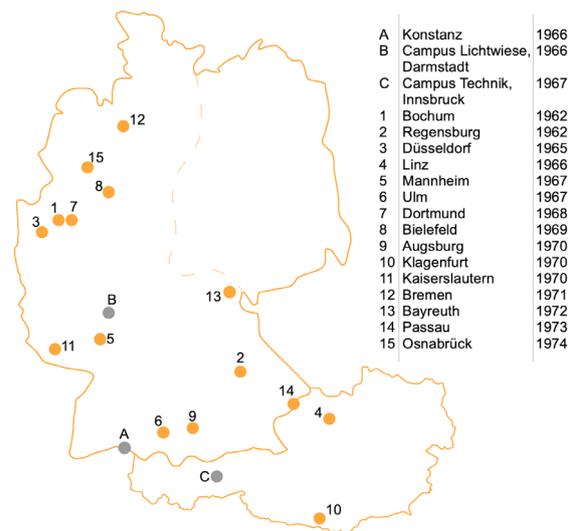


Abb. 1. Übersicht über die Neugründungen von Universitäten in der Bundesrepublik und Österreich in den 1960er und 1970er Jahren

mehrerer neuer Universitäten vor und stellte gleichzeitig Schätzungen über das erweiterte Platzbedürfnis der bestehenden an. Die neuen Gründungen sollten die alten Universitäten entlasten und boten zudem die Möglichkeit Reform-Vorschläge der vergangenen 15 Jahre zu erproben. Auch die neue finanzielle Lage der Bundesrepublik war ein treibender Faktor, der diese Entwicklung ermöglichte.<sup>8</sup> Ab 1962 kam es durch den Beschluss des Wissenschaftsrats zu einer regelrechten Welle an Neugründungen in der Bundesrepublik (Abb. 1).

### Fallbeispiel 1:

#### Universität Konstanz. Vom Provisorium zur gebauten Utopie

Die Gründung der Universität Konstanz (Abb. 2) geht auf den damaligen Ministerpräsidenten Baden-Württembergs und späteren Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger (1904–1988) zurück. Bereits ein halbes Jahr bevor der Wissenschaftsrat die Errichtung neuer Universitäten empfahl, sprach Kiesinger am 06.09.1959



Abb. 2. Heinz Finke, Ansicht Universität Konstanz von Südosten, 1984



Abb. 3. Heinz Finke, Universitätsbauamt Konstanz, circa 1970

zum ersten Mal über eine Gründung in Konstanz.<sup>9</sup> Warum er Konstanz als Universitätsstandort ins Rennen brachte, lässt sich heute nicht mehr vollständig rekonstruieren. Am Anfang stand in erster Linie die Infrastrukturmaßnahme in der sehr ländlich geprägten Region.<sup>10</sup> Erst 1964 konnte die Gründung im Landtag beschlossen werden; noch im selben Jahr wurde ein Gründungsausschuss eingerichtet, welcher mit der Konzeption der neuen Universität beauftragt wurde. Ihm gehörten unter anderem Ralf Dahrendorf, Joachim Ritter und Gerhard Hess, der späterer Gründungsrektor, an. 1965 legte der Ausschuss seinen Bericht vor. Er sprach sich für eine stärkere Einheit von Forschung und Lehre aus und dafür, dass die einzelnen Fächer enger zusammenrücken sollten. Außerdem sollte die Lehre aus der Forschung heraus entwickelt werden.<sup>11</sup> Generell blieb der Gründungsausschuss mit seinen Vorschlägen eher vage; explizite Aussagen tätigte er zum Beispiel beim Thema Fakultäten und Fächer. Die neue Universität sollte drei Fachgebiete beinhalten: ein naturwissenschaftliches, mit einer Konzentration auf Biologie, ein sozialwissenschaftliches, das auch Politologie, Wirtschaft und Recht miteinschloss sowie ein philosophischer Fachbereich mit Sprachen, Geschichte und weiteren Fächern.<sup>12</sup> Über die bauliche Ausgestaltung wurden nur rein organisatorische Aussagen getroffen, da „der Gründungsausschuss [...] weder die Kompetenz noch die Absicht [hat], Aufgaben der Architekten wahrzunehmen.“<sup>13</sup> Eine Vorstufe zur Universität wurde ab 1966 im ehemaligen Dominikanerkloster, dem Konstanzer Inselhotel, ein-

gerichtet. Dort wurde gelehrt, bis ein Provisorium am Sonnenbühl fertig gestellt war.<sup>14</sup>

Die Planung der Universitäten in Deutschland war seit den 1950er Jahren Aufgabe der Universitätsbauämter,<sup>15</sup> was dafür sorgte, dass die Personen hinter den Entwürfen oft relativ anonym blieben. Baden-Württembergs Universitätsbauämter unterstanden dem Architekten Horst Linde (1912–2016), seines Zeichens Leiter der staatlichen Bauverwaltung des Landes. 1960 wurde er als Professor an die TH Stuttgart berufen und übernahm den neu geschaffenen Lehrstuhl für Hochschulplanung, an dem er unter anderem Seminare zur Universität Konstanz abhielt. Der für Konstanz zuständige Architekt Wilhelm von Wolff und die anderen Planer des Konstanzer Universitätsbauamtes wurden zu den Seminaren hinzugezogen. Die dort entstandenen Entwürfe waren sehr zeittypische Großstrukturen, die an andere neue Universitäten, wie Bochum oder Bielefeld erinnerten. Wolff hingegen suchte eine Antwort auf die Bauaufgabe, die sich von den vorherrschenden Konzepten löste.<sup>16</sup> Trotzdem sind bereits in diesen ‚Stuttgarter Entwürfen‘ spätere Prinzipien zu erkennen: es sollte ein zentraler Platz geschaffen werden, um den sich die einzelnen Funktionen kompakt anordnen. Die Planer dachten nicht an das Prinzip des amerikanischen Campus, sie wollten keine Solitäre auf einer freien Fläche, der Radius zwischen 500 m und 700 m sollte nicht überschritten werden.<sup>17</sup> Eine zentrale fachübergreifende Bibliothek hatte die Aufgabe die einzelnen Fachgebiete zu verbinden.<sup>18</sup> Unter der Leitung von

Wenzeslaus Ritter von Mann und Wilhelm von Wolff begannen 1964 die Planungen mit einer Hand voll freier Architekten<sup>19</sup> (Abb. 3). Durch diese Art der Organisation wurde nicht die übergeordnete Idee einer Person verfolgt, sondern das Konzept von vielen Personen und Positionen bestimmt.

Geeignete Vorbilder für die neuen Universitäten zu finden, stellte in den 1960er Jahren eine Herausforderung dar. So hatte die häufig zitierte Humboldt-Universität zu Berlin keinen ‚eigenen‘ Bau, sondern war im ehemaligen Palais des Prinzen Heinrich aus dem 18. Jahrhundert untergebracht.<sup>20</sup> Universitäten waren bis in die 1950er Jahre einer kleinen Gruppe der Bevölkerung vorbehalten, was zur Folge hatte, dass oft wenige Bestandsgebäude für die ganze Universität ausreichte.<sup>21</sup> Beispiele aus dem 20. Jahrhundert, wie Le Corbusiers Planungen für Rio, das IIT in Chicago von Mies van der Rohe oder das Bauhaus in Dessau von Walter Gropius, lagen zur Planungszeit bereits mehrere Jahrzehnte zurück und waren, wie die älteren Vorbilder, für sehr viel geringere Studierendenzahlen ausgelegt; sie konnten dadurch nur partiell als Vorbild dienen.<sup>22</sup>

Der Konstanzer Gründungsdirektor Hess reiste sowohl nach Bochum als auch nach Nijmegen. In Nijmegen war ein neuer grüner Campus im Bau, in Bochum besichtigte er die Großbaustelle der Ruhr-Universität. 1966 nahmen die Planer an einer zwei Wochen dauernden Exkursion nach England, zu den so genannten ‚New Universities‘ teil. Besichtigt wurden unter anderem die Universitäten in East Anglia, Essex, Kent, Lancaster, Sussex, Warwick und York. Dort konnten sowohl Einhaus-Lösungen als auch Campus Anlagen besichtigt werden.<sup>23</sup> Die englischen Planungen wurden als geeignete Beispiele angesehen, während die sich im Bau befindliche Ruhr-Universität wahrscheinlich eher abschreckte. Zum einen war die Universität für 10.000 Studierende ausgelegt, wohingegen man in Konstanz für 3000–4000 plante, zum anderen erhoben sich bereits Stimmen, die die Bochumer Monumentalität kritisierten.<sup>24</sup>

Für den Konstanzer Neubau wurden circa 65 Hektar Land veranschlagt.<sup>25</sup> Die Innenstadt schied als Baugrund aus, da sie im Zweiten Weltkrieg verschont blieb und ihre dicht bebaute mittelalterliche Struktur vollkommen intakt war; es gab somit keine Baulücken oder größere freie Areale, die zur Verfügung standen.

Zudem tendierte man sei 1945 und vor allem bei den in Konstanz vorrausgegangenen Planungen zu Bauplätzen ‚auf der grünen Wiese‘, nach amerikanischem beziehungsweise angelsächsischen Vorbild. Dies barg ideale Planungsbedingungen, da es keine oder kaum städtebauliche Zwänge oder Vorgaben gab und somit ein maßgeschneidertes Gebäude für Forschung und Lehre realisiert werden konnte.<sup>26</sup> In Konstanz standen den Planern zwei solcher ‚grünen Wiesen‘ zur Auswahl. Die Entscheidung fiel zu Gunsten des Giesbergs aus, vor allem aufgrund des Panoramablicks über die Insel Mainau und den Bodensee (Abb. 4).<sup>27</sup>

Wie die meisten Universitätsareale dieser Zeit beruht auch die Universität Konstanz auf einem einheitlichen Raster, wodurch man sich einen schnellen und günstigen Bauablauf versprach. Das Raster von 7,20 m wurde bereits bei Neubauten der Universitäten in Freiburg und Karlsruhe verwendet. Der Planungsstandard wurde von der Planungsgruppe für Institutsbau der Staatlichen Hochbauverwaltung entwickelt.<sup>28</sup> Dieser forderte seriell produzierte Betonfertigteile, deren Verwendung an das Raster geknüpft war.<sup>29</sup> Die Betonfertigteile finden sich bei der Universität Konstanz in Form von Fassaden- und Deckenelementen. Besonders der Verwaltung sowie den naturwissenschaftlichen Hochhäusern<sup>30</sup> sieht man diese „staatliche geforderte Rechnungshofarchitektur“ an (Abb. 5).<sup>31</sup> Die Planer empfanden die strikten Regeln als einschränkend. Trotzdem gelang den Architekten die „Quadratur des Kreises“,<sup>32</sup> eine Symbiose zwischen Rasterbindung und gestalterischer Freiheit.

Die Architektur der Universität Konstanz und die zugrundeliegenden Konzepte zu beschreiben, ist keine leichte Aufgabe. Nicht weil es an Konzepten und Gestaltungswillen gemangelt hätte, sondern weil diesen, mit einer hohen Komplexität, Form gegeben wurde. In der bisherigen Rezeption wurden daher bereits Topoi geprägt, die diese Komplexität zu fassen versuchten. Der Kunsthistoriker Clemens Kieser nennt bereits im Titel seines Aufsatzes „Stadt, Haus oder Insel? Die Universität Konstanz als gebaute Utopie“<sup>33</sup> mehrere treffende Aspekte des Baus. Hans Kammerer spricht von der ‚Maschine Konstanz‘, die nicht aussähe wie eine Maschine.<sup>34</sup> Der leitende Planer von Wolff führt an, dass „Menschen [...] durch die Universität wandern können wie in einer Altstadt. Plätze und Gassen soll-

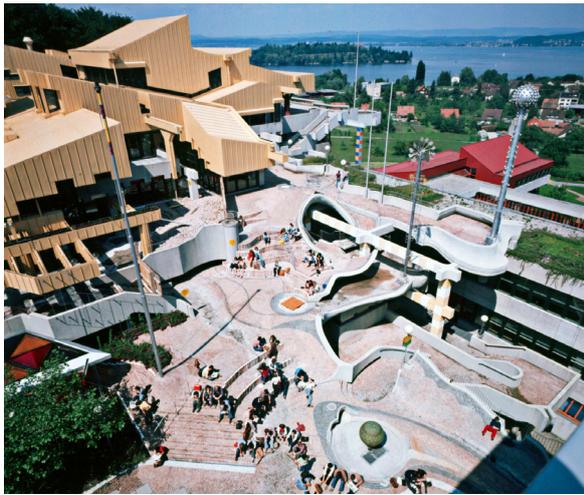


Abb. 4. Heinz Finke, Forum und Mensa Universität Konstanz, circa 1980



Abb. 5. Heinz Finke, Naturwissenschaftliche Gebäude der ersten Bauphase Universität Konstanz (M+L?), circa 1975

te es geben für zwangloses Zusammenkommen, vielleicht Geheimnisvolles hier und dort, um Erwartungen zu wecken.<sup>35</sup> In einem weiteren Aufsatz betitelt Kieser die Universität als ‚Harvard am Bodensee‘,<sup>36</sup> ein Titel, den bereits das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* verwendet hatte.<sup>37</sup> Des Weiteren beschreibt er den Bau als „Gemeinschaftshaus der Wissenschaften“ und als „das große lang ersehnte *utopische Einhaus* der Humboldt’schen Universität.“<sup>38</sup> Mit dem Aspekt „tatsächlich erinnert die von grünen Wiesen umgebende Betonstruktur vielleicht nicht ganz zufällig an mediterrane Bergstädte“,<sup>39</sup> stellt er einen passenden Vergleich an.

Die Planer setzten sich direkt mit der Topographie des Giesbergs auseinander. Auf dem höchsten Punkt des Hügels befinden sich auch die höchsten Gebäude. Zu den Seiten greifen flachere Gebäude „wie Finger“<sup>40</sup> in die Landschaft. Das Zentrum wird Forum genannt und beinhaltet die zentrale Bibliothek, Mensa und einen Ladenbereich sowie die großen Hörsäle und das Foyer. Zum Forum gehört auch der zentrale Innenhof mit seiner skulpturalen Gestaltung und dem Panoramablick über den Bodensee (Abb. 4). Zusammen mit dem Kreuzhochhaus der Chemie und den im Osten gelegenen Geisteswissenschaften, bildet das Forum die erste Bauphase der Universität. Die Bauarbeiten konnten im Dezember 1969 beginnen; im November 1972 waren die ersten Gebäude bezugsbereit.<sup>41</sup>

Diese erste Entwicklungsstufe der Universität zeigt die enge architektonische Verflechtung mit den inhaltlichen

Zielen des Gründungsausschusses. Die fachliche Interdisziplinarität wird durch ein komplexes, dicht verwobenes Raumgefüge ausgedrückt und ermöglicht. Alle Gebäude sind durch Gänge oder Brücken miteinander verbunden, was sehr kurze Distanzen schafft, die so genannte „Pantoffelentfernung“.<sup>42</sup> Diese enge und teilweise unübersichtliche Verflechtung zeigt sich unter anderem darin, dass sich Gebäude schwer voneinander trennen lassen und auch das Lesen der Grundrisse eine Herausforderung darstellt. Nutzerinnen und Nutzer kritisieren folglich zurecht die labyrinthhafte Struktur. Trotzdem ist die Gebäude-Skulptur der Universität Konstanz präzise durchdacht und mit einer großen Liebe zum Detail gestaltet.

Eine wichtige und wahrscheinlich notwendige Orientierungshilfe bieten die farbigen Blech-Dächer der einzelnen Funktionen. Die Graben-Dächer der Geisteswissenschaften im Osten und Süden sind leuchtend rot, die zwei zentralen Hörsaal Gebäude haben blaue Dächer. Grün markiert die naturwissenschaftliche Bibliothek und die dazugehörigen Werkstätten. Die Farbe Gelb taucht als gestaltgebendes Element nur einmal in der Dachlandschaft auf und weist auf die Mensa hin. Einen sehr hohen Stellenwert nimmt die Kunst am Bau ein, so gibt es kaum einen Bereich in der Universität und ihren Freiräumen, der nicht durch Kunst (mit)geprägt wird. Die Architektur der Universität Konstanz scheint untrennbar mit ihrer Kunst verbunden.<sup>43</sup>

## Die bauliche Weiterentwicklung der Universität Konstanz

Die Weiterentwicklung der Universität Konstanz beginnt circa fünf bis zehn Jahre nach Ende der ersten Bauphase, die von 1970 bis 1988 andauerte. Den Anfang macht der Bau des so genannten Verfügungsgebäudes (Z). Dieses Gebäude zeigt bereits den Grund,

warum weitergebaut wird: die Universität braucht Platz. Wie oben bereits erwähnt wurde die Universität für circa 4000 Studierende errichtet; diese Zahl wurde bereits in den ersten Jahren übertroffen.<sup>44</sup> Neben den steigenden Zahlen waren auch neu eingerichtete Studiengänge Grund für bauliche Erweiterungen.

Die Universität Konstanz hat sich seit ihrer Errichtung

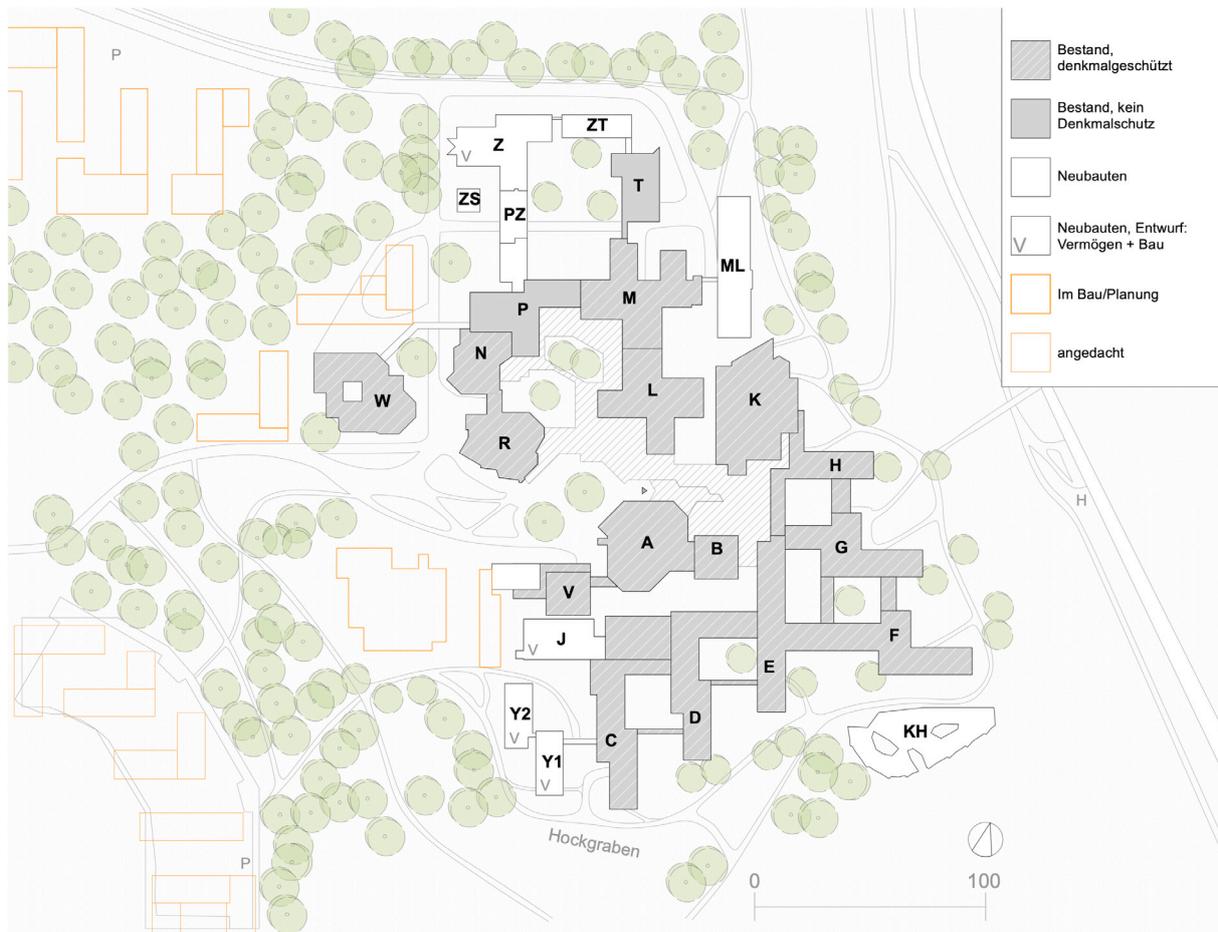


Abb. 6. Übersicht Universität Konstanz

L	1970-1972	Chemie	P	1984-1988	Physik
F/G/H	1970-1972	Geisteswissenschaften	Z	1996-1999	Verfügungsgebäude
B	1970-1972	Bibliothek	J	1999-2003	Erweiterung Bibliothek
A	1970-1972	Hörsäle	Y1	2007-2008	Erweiterung im Zuge des Exzellenzclusters
K	1970-1972	Mensa	Y2	2008-2010	„“
M	1973-1976	Biologie	V	2009-2010	Erweiterung Verwaltung
V	1973-1976	Verwaltung/ Rechenzentrum	KH	2010-2011	Kinderhaus
C/D/E	1973-1976	Geisteswissenschaften	ZS	2010-2012	Rastertunnel-Mikroskop
R	1977-1982	Naturwissenschaftliche Hörsäle	ML	2011-2013	Zentrum für chemische Biologie, CCB
N	1978-1982	Naturwissenschaftliche Bibliothek	PZ	2012-2014	Bürotrakt
W	1978-1982	Werkstätten	J/B	2012-2017	Sanierung und Neuausbau der Bibliothek
T	1979-1985	Tierforschungsanlage	ZT	2018-2022	Center for Visual Computing of Collectives, VCC



Abb. 7. Gebäude J Universität Konstanz, Ansicht von Süden, 2020



Abb. 8. Gebäude J (Mitte) Universität Konstanz, Ansicht von Norden, 2020

ungefähr um 50 Prozent vergrößert (Abb. 6). Die Gebäude, die seither hinzukamen, passen sich dem Bestand an. Vorherrschende Formen und Prinzipien wurden übernommen, neu entdeckt und weiterentwickelt. So wurde sich nach der Fertigstellung 1988 an das Prinzip der Universität unter einem Dach gehalten und auch die später hinzugefügten Bauten durch Gänge und Brücken mit dem Bestand verbunden. Auch die Materialität und zu Teilen die Farbigkeit bedient sich an dem, was der Bestand bereits bietet. Der Kunst am Bau wird immer noch ein hoher Stellenwert beigemessen und regelmäßig kommen neue Kunstwerke hinzu. Bis jetzt fallen lediglich zwei Gebäude aus dem Raster:<sup>45</sup> Das Kinderhaus scheint sich auf den ersten Blick über die Gestaltungsprinzipien der Universität zu stellen. Der Grund für die Sonderform liegt in der Funktion: Kinderbetreuung gehört zwar mitlewweile zum Aufgabenbereich einer Universität, ist aber dennoch keine uruniversitäre Funktion. Die Sonderform kann also durch eine Sonderfunktion gerechtfertigt werden.

An dieser Stelle sollen stellvertretend zwei Neubauten vorgestellt werden.<sup>46</sup> Die 1972 fertiggestellte Bibliothek stieß bereits Mitte der 1980er Jahre an ihre Kapazitätsgrenzen. 1988 begann man über eine Erweiterung der bestehenden Struktur nachzudenken. 1994 konnten die Planungen für das Gebäude J beginnen (Abb. 7, 8). Außerdem wurde diskutiert, ob das Projekt als eigenständiges Gebäude oder als Erweiterung des Bestandes realisiert werden sollte. Die Entscheidung fiel darauf das vorherrschende Prinzip der Ver-

bindung und somit die ‚Universität unter einem Dach‘ weiterzuführen. Entworfen wurde die Erweiterung vom Land Baden-Württemberg Staatliches Vermögens- und



Abb. 9. Gebäude C und Y1 (im Hintergrund) Universität Konstanz, Blick nach Westen, 2020

Hochbauamt Konstanz, dem direkten Nachfolger des Universitätsbauamtes.<sup>47</sup>

Das Gebäude J knüpft westlich an die bestehende Bibliothek im Rastermaß an. Die sechsgeschossige Südfassade ist durch metallene Sonnenschutzelemente gegliedert. Die im Norden liegende Schrägfassade schließt an die Schrägfassade des Bestandes an und bietet optimale Lichtverhältnisse für die dahinterliegenden Arbeitsplätze. Im Innenraum teilt sich der Bau in drei Bereiche, in der Mitte liegen die Stützen, die zum einen die Bücherregale bilden und zum anderen die Geschossdecken tragen. Im nördlichen Teil, der Schrägfassade folgend, sind Individual-Arbeitsplätze an einem langen durchgehenden Tisch angeordnet; südlich befinden sich schließbare Gruppenarbeitsräume. Wie auch beim Altbau finden sich die Materialien Beton, Stahl, und Glas. Das markante rote Blechdach der Bestandsfassade wurde zitiert.

Die Universität Konstanz ist seit 2007 eine so genannte Eliteuniversität. Im Zuge des Exzellenzclusters Kulturelle Grundlagen von Integration musste Platz für 77 neue MitarbeiterInnen geschaffen werden. So wurde zwischen 2007 und 2008 das Gebäude Y1 und kurze Zeit später das Gebäude Y2 errichtet (Abb. 9). Aufgrund der inhaltlichen Zugehörigkeit wurde das Areal westlich von Gebäude C (Geisteswissenschaften) als geeigneter Standort gewählt. Diese inhaltliche Nähe wird auch durch die bauliche Anlehnung an den Bestand verdeutlicht. Auch Y1 ist ein dreigeschossiger Bürobau, der von einem markanten roten Blechdach, wie auch die übrigen geisteswissenschaftlichen Gebäuden, bedeckt ist. Y1 ist außerdem mit dem Bestand verbunden und folgt somit wiederum dem vorherrschenden Prinzip. Bereits bei der Planung von Y1 wurde an eine Möglichkeit zur Erweiterung gedacht; so konnte Y2 bereits 2010 fertiggestellt werden. Beide Zubauten zeichnen sich zudem durch eine charakteristische Bandfassade aus, die wiederum an den Bestand optisch anschließt und sind im Rastermaß des Campus errichtet. Auch diese zwei gelungenen Ergänzungen wurden vom Amt für Vermögen und Bau entworfen.<sup>48</sup>

Ausschlaggebend für die sehr positive bauliche Weiterentwicklung der Universität Konstanz ist die Arbeit dieses Amtes. Als direkte Nachfolgeinstitution des damaligen Universitätsbauamtes steht es ganz im Zeichen dieser Tradition. Viele wichtige Entwürfe für Neubauten

stammen aus der Feder der MitarbeiterInnen. Außerdem spricht das Amt als Bauherr auch bei der Auswahl anderer Architekturbüros sowie bei Wettbewerben mit. Der Einfluss, den diese Institution auf das Ensemble und dessen Entwicklung hat, ist (glücklicherweise) groß.

### Denkmalstatus

Im Zuge einer geplanten Änderung des Bebauungsplans, der noch von 1969 stammte, wurde auch der mögliche Denkmalstatus für die Universität Konstanz geprüft. Diese Prüfung konnte 2012 erfolgreich abgeschlossen werden. Nicht nur ein Großteil des Gebäudekomplexes, sondern auch die dazu gehörigen Freiflächen sind Teil des Kulturdenkmals. Zu den Freiflächen zählen neben den Erschließungs- und Aufenthaltsbereichen auch die erweiterte Umgebung mit der unbebauten circa ein Kilometer langen Grünfläche, dem Hockgraben. Die geschützten Gebäude sind all diejenigen, die zwischen 1969 und 1983 entstanden sind und somit der Hauptbauphase angehören. Sowohl die Tierforschungsanlage (T) als auch das Physikhochhaus (P) tauchen zwar in den ursprünglichen Planungen auf, sind aber erst gegen Ende der 1980er Jahre errichtet worden (Abb. 10). Aus heutiger Sicht ist die Entscheidung, diese zwei Bauten nicht unter Schutz zu stellen, durchaus zu hinterfragen.

Da sich eine Universität kontinuierlich verändert und sich immer neuen Anforderungen anpassen muss, wurde ein denkmalschutzrechtlicher Maßanzug geschneidert. Der Begründungstext unterscheidet zwei verschiedene Gebäude-Klassen im Gesamtkomplex. Bei den zentralen Bauten und ihren Verbindungswegen werden „baukünstlerische Gründe“<sup>49</sup> als Denkmaleigenschaft angegeben, wohingegen für die übrigen Gebäudeteile in erster Linie „stadtbaukünstlerische Gründe“<sup>50</sup> genannt werden. Im Februar 2015 konnte von den beteiligten Parteien eine Vereinbarung unterzeichnet werden, die aufgrund der verschiedenen Klassen, verschiedene Genehmigungsmerkmale festlegt. Diese sollen einen „praktikablen Umgang“<sup>51</sup> mit dem Denkmalstatus garantieren. Für das Zentrum der Universität gilt ein umfassender Genehmigungsvorbehalt, der die gesamte Ausstattung und alle Oberflächen miteinschließt. Ähnlich wird auch mit den Kunstwerken, die sich verteilt auf dem ganzen Campus befinden, umgegangen. Bei

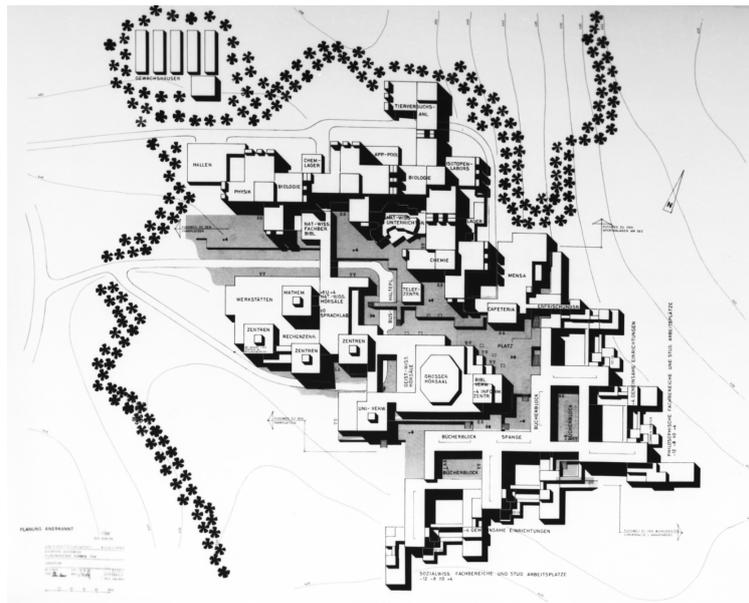


Abb. 10. Universitätsbauamt, Vorläufiger Gesamtplan der Universität Konstanz, circa 1970

den angrenzenden Fachbereichs-Gebäuden sind nur Maßnahmen genehmigungspflichtig, die das äußere Erscheinungsbild, sowie die Haupteinschlüsse betreffen. Diese Regelungen gelten nur für Maßnahmen, die über das seit 2002 praktizierte Außensanierungskonzept hinausgehen. Auf Grundlage dieses einheitlichen Sanierungskonzeptes werden seit 2002 nach und nach alle Fachbereichsgebäude saniert. Die Maßnahmen beinhalten unter anderem rissüberbrückende Anstriche für die Betonfertigteile und das Austauschen der PCB-belasteten Holzfenster durch Aluminiumfenster. Die Blechdächer sowie die Pfosten-Riegel-Fassade werden unter Wahrung des ursprünglichen Erscheinungsbildes ausgetauscht.<sup>52</sup>

Das bedeutet für die Praktikabilität, dass bei den Fachbereichsgebäuden alle Maßnahmen, die nicht die Fassade oder die Haupteinschlüsse betreffen, nicht denkmalrechtlich genehmigungspflichtig und somit einfach, schnell und generell unkomplizierter durchführbar sind. An dieser Stelle muss angeführt werden, dass eine Unterschutzstellung aus Bauherren-Sicht eigentlich kaum Vorteile birgt. Dadurch ist nachvollziehbar, dass sich der Bauherr, das Amt für Vermögen und Bau, zunächst gegen den Denkmalstatus äußerte.<sup>53</sup> Ein Grund dafür war, dass das Amt dafür verantwortlich ist/war, dass sich die Universität in einem so guten Zustand befand, dass eine Unterschutzstellung

überhaupt denkbar war. Dies kommentiert auch der zuständige Denkmalpfleger dahingehend, dass „die in den vergangenen Jahren entstandenen Neubauten auch unter Berücksichtigung des Denkmalschutzes genehmigungsfähig gewesen wären.“<sup>54</sup> Diese Aussage verdeutlicht, dass in der jüngeren Vergangenheit der Universität Konstanz immer auf einen rücksichts- und qualitätvollen Umgang mit dem historischen Bestand Wert gelegt wurde. Frank Mienhardt, der städtische Denkmalpfleger, macht an dieser Stelle deutlich, dass dies durchaus auf die „institutionellen und personellen Kontinuitäten“<sup>55</sup> und somit auf das Amt für Vermögen und Bau in Konstanz zurückzuführen ist.

### Fallbeispiel 2:

#### Technische Universität Darmstadt. Ein neuer Campus auf der Lichtwiese

Im Unterschied zur Universität Konstanz handelt es sich bei dem gewählten Beispiel in Darmstadt nicht um eine Neugründung, sondern um die Erweiterung einer bestehenden Universität. 1877 wurde die Polytechnische Schule in den Hochschulrang gehoben und trug fortan den Namen Technische Hochschule zu Darmstadt.<sup>56</sup> Im Unterschied zu den Universitäten lag der Schwerpunkt der Hochschulen auf der praktischen Berufsausbildung und weniger auf Theorie und Forschung.<sup>57</sup> Zu den Studienfächern gehörten Bauingenieur- und Maschinen-



Abb. 11. Renate Gruber, Campus Lichtwiese im Bau, Blick nach Süden, v. links nach rechts: Chemiekomplex, Bauingenieurwesen, Architekturfakultät, 1970

bauwesen sowie chemische und technische Fächer. In den 1880er Jahren kam die Elektrotechnik hinzu. 1899 wurde der TH schließlich das Promotionsrecht verliehen, was sie mit den Universitäten gleichsetzte.<sup>58</sup>

Mit dem Ansteigen der Studierendenzahlen seit dem Ende der 1950er Jahre, reichten die innerstädtischen Bauten der TH Darmstadt nicht mehr zur adäquaten Weiterentwicklung aus. Der Wissenschaftsrat veranschlagte für die TH einen zusätzlichen Flächenbedarf von 120.000m<sup>2</sup>, was mehr als dem Doppelten der bereits genutzten Fläche entsprach. Durch einen Grundstückstausch zwischen Stadt und Land, konnte das Land Hessen die so genannte ‚Lichtwiese‘ 1963 als Erweiterungsfläche erwerben.<sup>59</sup>

Die Lichtwiese liegt südöstlich von Darmstadt; sie grenzt an den Stadtteil Bessungen und an ein Waldgebiet. Das 82 Hektar große Grundstück war lange unbebaut und diente Bauern als Weideland. Ab den 1920er Jahren entstanden erste Einrichtungen des Hochschulstadions; 1928 kam das Hochschulbad hinzu. Zwischen 1925 und 1934 befand sich der Darmstädter Flugplatz auf dem Areal, der auch von der Akademischen Fliegergruppe der TH genutzt wurde. Zwischen 1957 und 1959 wurde das eigentliche Hochschulstadion errichtet. Diese hochschulnahen Einrichtungen waren ausschlaggebend für die Ansiedlung eines neuen Campus. Das Areal hatte sich zum Naherholungsort für die Darmstädter BürgerInnen entwickelt, eine Eigenschaft, die sich trotz Bebauung lange erhalten sollte. Ver-

antwortlich für die Planung war, wie in Konstanz, das Darmstädter Hochschulbauamt, welches 1964 den Entwurf für einen Bebauungsplan vorlegte. Zu den wichtigen Akteuren zählten Christoph Köhler (1923–2002), der selbst an der TH studiert hatte und ab 1963 Leiter des Hochschulbauamtes war sowie Peter Süberkrüb (1927–2013), der ihm auf diesen Posten 1971 folgte. 1988 schien die Bauaufgabe Hochschule abgeschlossen; das Amt wurde aufgelöst und in das Staatsbauamt Darmstadt eingegliedert, die Leitung übernahm Süberkrüb.<sup>60</sup>

Durch die Neuplanung auf der Lichtwiese konnten bis dahin in der Innenstadt verteilte Institute zusammengeführt werden.<sup>61</sup> Die Planung umfasste mehrere Bebauungsquartiere in einer „weitläufigen Parklandschaft“.<sup>62</sup> Das städtebauliche Konzept ist durchaus vergleichbar mit den amerikanischen Campus-Universitäten: Einzelne Solitäre auf der ‚grünen Wiese‘ (Abb. 11). Ein einheitliches Raster bildet zusammen mit der Verkehrs- und Versorgungsstruktur die Grundlage. Die Haupterschließung verlief ursprünglich von Norden nach Süden, dazu rechtwinklig erstreckt sich die Sekundärschließung, an der sich die so genannten Quartiere bzw. Cluster angliedern. Jeder Fachbereich bildet ein Quartier, das aus den unterschiedlichen Institutsbauten besteht. In jedem Quartier waren interne Erweiterungsflächen vorgesehen, um auf zukünftige Anforderungen reagieren zu können – ohne die Gesamtkomposition zu stören. Das Staatliche Hochschulbauamt hatte ursprünglich einen dreistufigen Entwicklungsplan für das Areal vorgesehen und somit eine kontinuierliche Ausbreitung und Nachverdichtung miteingeplant.<sup>63</sup> Die Bauten der ersten Bauphase waren durch breite Grünstreifen voneinander getrennt, das Gelände hatte somit parkähnliche Qualitäten.

Die Institutsgebäude der ursprünglichen Planung sind alle zeittypisch als Beton-Fertigteile-Konstruktion im so genannten ‚Darmstädter Bausystem‘ errichtet. Das Bausystem wurde im Auftrag der Hessischen Staatsbauverwaltung entwickelt, zum Vorbild diente den Planern das Marburger Bausystem.<sup>64</sup> Wie auch bei anderen zeitgenössischen Hochschulbauprojekten spielten Variabilität und Flexibilität sowohl auf Gebäudeebene als auch im Innenraum eine zentrale Rolle. So zählten zu den Anforderungen an das neue Bausystem: Vorfertigung für den Roh- und Ausbau; Flexibilität und Er-

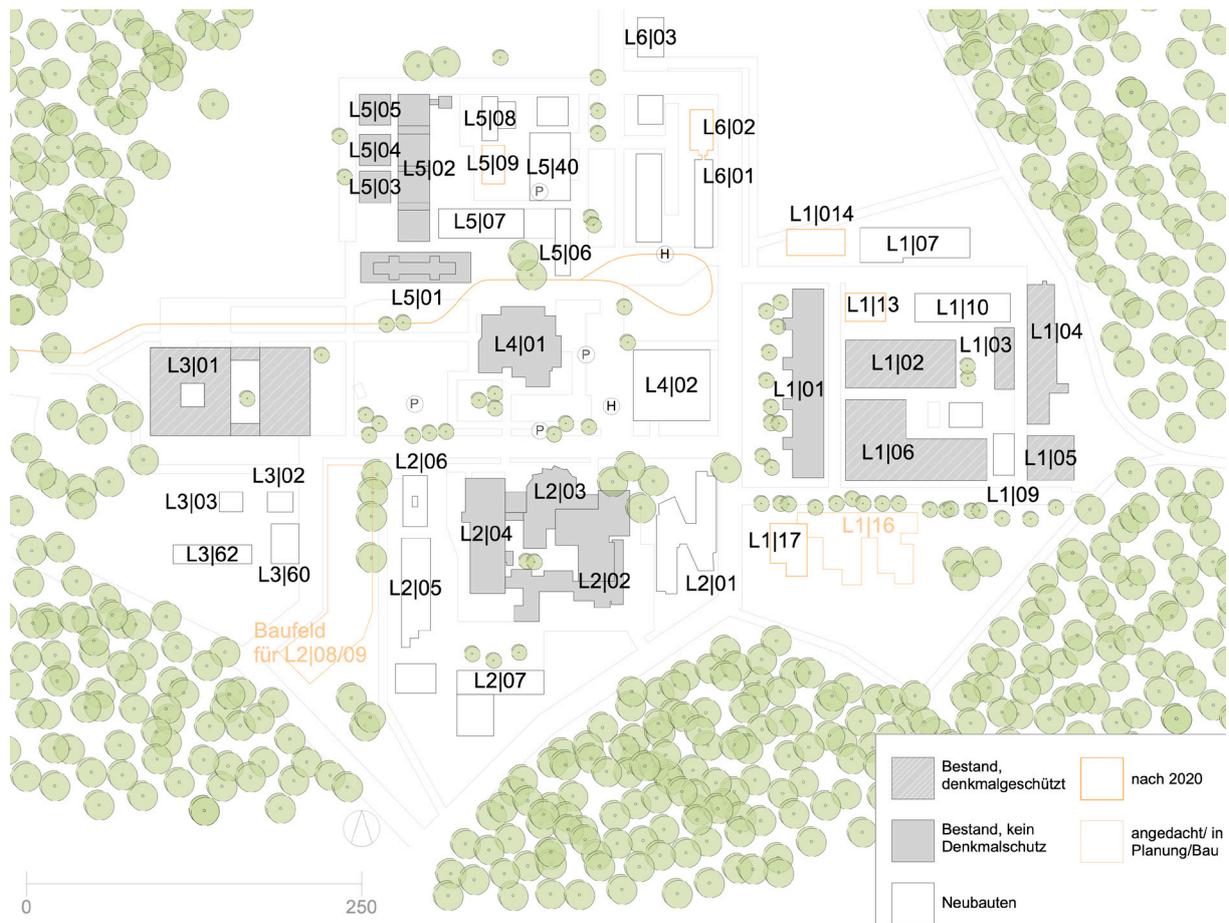


Abb. 12. Übersicht des Campus Lichtwiese, TU Darmstadt

L1 01	Maschinenbau Institutsgebäude	1970-1974; Teil-Sanierung/Umgestaltung 2008-2021		
L1 02-06	Maschinenbauhalle 1-6	1973-1976		
L1 07	Versuchshalle und Prozesslernfabrik			
	Maschinenbau	2006		
L1 09	CO2-Versuchshalle,	2009-2010		
L1 10	Gerhard-Pahl-Zentrum (Lehrzentrum Maschinenbau)	2015-2017		
L1 13	Maschinenakustikhalle SAM	2019-2020		
L1 14	Logistik-Prozess-Lernfabrik,	2021-?		
L1 16	Center for Reliability Analytics	2022-?		
L1 17	AMC-Gebäude	2021-?		
L2 01	Materialwissenschaft	1995		
L2 02-04	Chemiekomplex	1969-1974, 2018-2026		
L2 05	Anorganische Chemie	1994		
L2 06	Center of Smart Interfaces (CSI)	2010-2012	L5 01	Bauingenieurwesen Institutsgebäude 1968-1970; 2011-2014
L2 07	M3 Laborgebäude	2012-2014	L5 02-05	Bauingenieurhalle 1-4 1968-1970
L2 08	Lehrlaborgebäude	2021-?	L5 06	Bauingenieurwesen Institutsgebäude 2 2002-2004
L2 09	Institutsgebäude Mathematik	2022-?	L5 07	Bauingenieurhalle 5 2002-2004
L3 01	Architektur	1967-69	L5 08	Hochleistungsrechner, 2011-2013
L3 02	Solar Decathlon 2007	2007	L5 09	Bauingenieurhalle 6 (GCC) 2020-2023?
L3 03	Solar Decathlon 2009	2009	L6 01	Forschungsgebäude 1 2008
L3 60/62	Kinderhaus I/Krabbelgruppen	2009-2011	L6 02	Institutsgebäude (SIE) 2022?
L4 01	Mensa Lichtwiese	1975-1978; 2010-211	L6 03	ETA-Fabrik 2014-2015
L4 02	Hörsaal- und Medienzentrum	2011-2013		



Abb. 13. Staatliches Hochschulbauamt, Campus Lichtwiese TU Darmstadt, Bauingenieurgebäude L5|01, Erweiterung Detail, 2020

weiterungsmöglichkeiten im Mikro und Makrobereich; Wirtschaftlichkeit durch industrielle Serienfertigung und verkürzte Bauzeiten sowie Variabilität in der Gestaltung.<sup>65</sup> Von den genormten und in der Feldfabrik vorgefertigten Bauteilen versprachen sich die Planer der Lichtwiese eine vereinfachte Planung und eine schnelle Bauzeit. Das Schema beruht auf einem Katalog aus vier Teilen: die Stütze, der Unterzug, die Kassette und ein Balkon- beziehungsweise Fassadenelement.<sup>66</sup> Das System fand sowohl bei den Institutsbauten für die Geisteswissenschaften als auch bei hoch technisierten Gebäuden Anwendung. Generell lassen sich die Gebäude in fünf Typen unterteilen, die jedoch alle auf den gleichen Prinzipien beruhen. In den 1970er Jahren waren große Hallenbauwerke für technische Versuche unverzichtbar. Auch hierfür wurde, beruhend auf dem beschriebenen System, ein Typ entwickelt, der die Spannweite von 22,50 m erreichen konnte. Die Hallen sind aus Stahl konstruiert, für das Dach entschied man sich für verglaste Mero-Raumtragwerke.<sup>67</sup> Die Reihentypen werden durch die prominent verspringenden Treppenhäuser, die zur Aussteifung dienen, gegliedert. Bei den Fassaden lassen sich, unter Vernachlässigung der Hallen, zwei Typen unterscheiden: Das Architektur- sowie das Maschinenbau- beziehungsweise Bauingenieurgebäude haben eine glatte betonsichtige Fassade, die durch horizontale teilweise verspringende Fensterbänder gegliedert wird. Die naturwissenschaftlichen Institutsgebäude, die zum großen Teil Laborräume beherbergen sind, bedingt durch höhere Brandschutzanforderungen, durch eine klare horizon-

tale Gliederung mittels Fluchtbalkonen geprägt. 1969 wurde der erste Bau, das Architekturgebäude, fertiggestellt. 1978 markiert mit Inbetriebnahme der Mensa das vorläufige Ende des Ausbaus an der Lichtwiese. Im Endeffekt konnte nur rund ein Viertel der Planungen realisiert und die erste von drei Ausbaustufen erreicht werden. Finanzierungsschwierigkeiten und die Sorge um den landschaftlichen Charakter des Areals können als Gründe genannt werden. Erst in den 1990er Jahren wurde die Bautätigkeit am Standort Lichtwiese wieder aufgenommen.<sup>68</sup>

### Die bauliche Weiterentwicklung des Campus Lichtwiese

Die Analyse der Bautätigkeit seit den 1990er Jahren am Campus Lichtwiese hat ergeben, dass das orthogonale System und der Quartiers-Gedanke (bis jetzt) weitestgehend beibehalten wurden. Die Quartiere beziehungsweise Cluster wurden entsprechend der ursprünglichen Planungen nachverdichtet (Abb. 12). Der Campus hat sich in den vergangenen Jahren nahezu verdoppelt, wodurch sich das Areal in Richtung der zweiten und dritten Ausbaustufe entwickelt, die die Planer bereits vorgesehen hatten. Auf ein zentrales Forum musste der Campus vier Jahrzehnte lang verzichten; 2013 wurde diese Lücke gefüllt und die ‚Neue Mitte‘, das Hörsaal- und Medienzentrum, eröffnet. Auch ein schon in der Planungsphase angedachter Kindergarten konnte 2011 eingeweiht werden. Das Darmstädter Bausystem scheint sich vor allem bei den nicht-Laborbauten hervorragend bewährt zu haben. Am Beispiel des Architekturgebäudes wird deutlich wie Generationen von Lehrenden und Studierenden sich das Gebäude immer wieder neu angeeignet haben. Außer einer Mini-Erweiterung am Bauingenieurgebäude<sup>69</sup> finden sich jedoch keine An- oder Neubauten im System, wodurch der Hauptgedanke und Grundzweck nicht weiterverfolgt wurde (Abb. 13). Beim Betrachten der Laborbauten im Darmstädter-Bausystem fällt die Bewertung schwieriger aus.

Als Beispiel kann an dieser Stelle die Sanierung des Chemie-Komplexes dienen (Abb. 14): Nach fast 40 Jahren Nutzung und aufgrund neuer Brandschutzauflagen musste der Chemiekomplex, der zwischen 1969 und 1974 errichtet wurde, saniert werden. Um den aktuellen Anforderungen für Forschung und Lehre zu entspre-

chen und bautechnische Mängel auszugleichen wurde das Gebäude nahezu in den Rohbauzustand zurückversetzt. Der erste Bauabschnitt wurde entsprechend seiner ursprünglichen Gestalt saniert; die gestaltgebende Fluchtbalkonstruktion wurden jedoch, aufgrund von Wärmebrücken und Schäden, ausgetauscht.<sup>70</sup> Auch wenn der Austausch der Fluchtbalkone den herrschenden Denkmalschutzmaximen nicht entspricht, zeugt dieser Eingriff durchaus von einer bauhistorisch orientierten und interessierten Bauverwaltung. Die Entscheidung für diese Art der Sanierung, gegen Abbruch und Einhüllung, wahrt nicht nur die Gestalt des Baus, sondern vor allem die des Ensembles.

Die meisten Neubauten auf der Lichtwiese gliedern sich in das vorhandene orthogonale Raster ein. Das Material Sichtbeton findet bei den Neubauten kaum Verwendung und auch sonst gibt es formal lediglich kleinere Zitate auf den Bestand. Das Verschwimmen der Disziplinen lässt sich in der gesamten Forschungslandschaft beobachten, was im Fall der Lichtwiese bedeutet, dass immer mehr interdisziplinäre Gebäude entstehen, wodurch es schwierig sein wird das Clusterbeziehungsweise Quartiersprinzip aufrecht zu erhalten. Die Lichtwiese hat sich in den vergangenen Jahren weg von einem sehr homogenen und durchgrüneten hinzu einem heterogenen, fast schon urbanen Campus entwickelt. Abschließend soll angemerkt werden, dass der Campus städtebaulich (bis jetzt) durchaus den ursprünglichen Parametern folgt. Architektonische finden sich jedoch, anders als beim Konstanzer Beispiel, wenig Bezüge, trotzdem sind einige sehr ansprechende und qualitativ hochwertige Bauten entstanden. Die Universität geht wertschätzend mit ihrem historischen Bestand um und legt auch bei nicht-geschützten Bauten durchaus einen denkmalpflegerischen Maßstab an.

### Verwaltung

Das oben bereits erwähnte Staatsbauamt ging 2004 im Hessischen Baumanagement auf. Seit dem 01.01.2005 hat sich die Zuständigkeit, die bis dato das Land Hessen innehatte, grundlegend geändert, da bereits 2004 die Autonomie der TU Darmstadt im Landtag beschlossen wurde. Seither kann sie ihre Forschungsschwerpunkte selbst setzen und ProfessorInnen eigenständig berufen. Außerdem ist sie für all ihre Bauten und Neuplanungen selbst verantwortlich und plant und organi-

siert diese eigenständig.<sup>71</sup> Ein Ziel der Bauautonomie war vor allem Kosten- und Zeitrahmen einhalten zu können. In diesem Punkt konnte 2012 ein erster Erfolg gefeiert werden: die neue ULB wurde trotz erheblicher Schwierigkeiten, im Preis- und Zeitrahmen errichtet.<sup>72</sup> Im Zuge der (Bau-)Autonomie wurde das entsprechende Dezernat (Dezernat V– Baumanagement und Technischer Betrieb) eingerichtet. Der verhältnismäßig gute Umgang mit dem historischen Bestand lässt sich durchaus auf das hohe baugeschichtliche Interesse der MitarbeiterInnen zurückführen.<sup>73</sup> Das Dezernat versteht seine Aufgabe nicht nur rein organisatorisch, sondern auch als „gestaltendes Baumanagement“,<sup>74</sup> das durchaus mit der Absicht verbunden ist, „dass, was da ist zu bewahren und die Strukturen und die Gestaltungsabsichten zu erhalten“,<sup>75</sup> was bei den Bestandsbauten deutlich zu sehen ist. Vereinzelt Gebäude, wie den Kindergarten oder das Bürogebäude am Hochschulstadion, entwarf das Dezernat selbst; nach eigener Aussage, ist dies jedoch eher die Ausnahme als die Regel, da es an Kapazitäten fehlt.



Abb. 14. Staatliches Hochschulbauamt, Campus Lichtwiese TU Darmstadt, Bauingenieurgebäude Chemiekomplex L2|50, Originalzustand (im Hintergrund Sanierung), 2020

### Denkmalstatus

Sowohl das Architekturgebäude als auch die Maschinenbauhallen<sup>76</sup> stehen seit wenigen Jahren unter Denkmalschutz (Abb. 12, 15, 16). Beide sind Kulturdenkmale aus „künstlerisch und technischen Gründen“.<sup>77</sup> Das Architekturgebäude soll als Stellvertreter seiner Entstehungszeit auf der Lichtwiese fungieren; Bestrebungen weitere Bauten unter Schutz zu stellen, gibt es derzeit nicht, was sich am Ehesten auf wirtschaftliche Gründe rückführen lässt. Außerdem haben an anderen Bauten bereits Eingriffe stattgefunden, die einen Denkmalschutz ausschließen könnten.

### Fallbeispiel 3:

#### Universität Innsbruck, Campus Technik, die fünfte Fakultät

Die Universität Innsbruck wurde am 15.10.1669 gegründet. An diesem Tag wandelte Leopold I. das Jesuiten-Gymnasium in eine Volluniversität mit vier Fakultäten um. Zwischen den Jahren 1781 und 1826 wurde ihr kurzzeitig der Universitätsrang durch Kaiser Joseph II. aberkannt, wohl um die Universitäten in Prag und Wien zu stärken. 1826 erfolgte die Neugründung durch Franz I. und fortan sollte sie den Namen beider Gründungsväter tragen: Leopold-Franzens-Universität.<sup>78</sup>

#### Der lange Weg zur *Technik*<sup>79</sup>

Lange Zeit waren die naturwissenschaftlichen Fächer an der philosophischen Fakultät untergebracht. Bis zur Aufklärung war die Lehre „weniger die Wissensvermittlung von Sachverhalten als die Betonung der Gesetzmäßigkeit in den Naturvorgängen und das Verhältnis von Gott, Welt und Mensch“.<sup>80</sup> Sie wurde vorwiegend von Jesuiten vermittelt.<sup>81</sup> Ab 1734/1735 konnten auch die Fächer Hydraulik, Statik und Mechanik gelehrt werden. Die *architectonica militaris et civilis* wurde im Lehrplan zumindest erwähnt.<sup>82</sup> Die Jesuiten waren an diesem Reformprozess, anders als man es vielleicht vermuten möchte, durchaus beteiligt. 1743 wurde im Jesuitenkolleg ein „physikalisches Experimentierkabinett“<sup>83</sup> durch den Ordensbruder Ignaz von Weihart eingerichtet. 1792 wurde der Lehrstuhl für Praktische Mathematik und Ingenieurwissenschaften/Technologie gegründet.<sup>84</sup> Dieser kann als „unmittelbarer Vorläufer der technischen Fakultäten“<sup>85</sup> gesehen werden. Fortan konnte in Innsbruck ein dreijähriger Kurs, in dem



Abb. 16. Staatliches Hochschulbauamt mit Gerd Fesel, Campus Lichtwiese TU Darmstadt, Maschinenbauhallen, 2020

Mathematik, Geometrie, Trigonometrie, Mechanik, Hydraulik, Maschinenbau, Wasserbau, Straßenbau aber auch Bauplanung und Bauausführung unterrichtet wurde, besucht werden. Diese Fächerkombination wurde als Kameralistische Fakultät bezeichnet und traf in der



Abb. 15. Renate Gruber, Campus Lichtwiese, Architekturfakultät Zeichensaal, 1969/1970

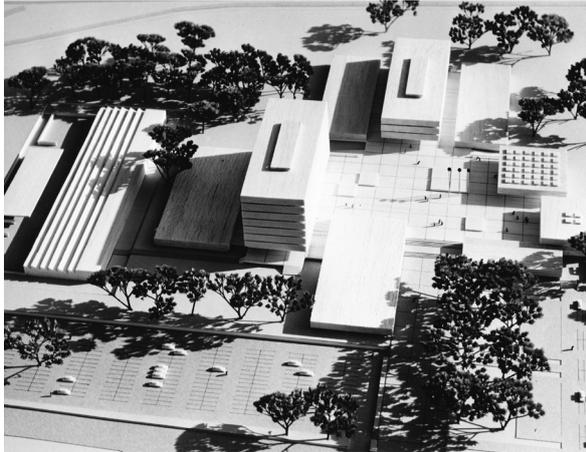


Abb. 17. Hubert Prachensky und Ernst Heiss, Universität Innsbruck Campus Technik, Modell, circa 1966

ausgehenden Industrialisierung einen Nerv der Zeit.<sup>86</sup> In den 1860er und 1870er Jahren wurden viele polytechnischen Lehranstalten in Technische Hochschulen umgewandelt, um den steigenden Bedarf an technisch ausgebildeten Personen zu decken.<sup>87</sup> In Prag und Brünn, damals noch zu Österreich-Ungarn gehörend, wurden 1879 und 1899 auch neue Technische Hochschulen gegründet. Im westlichen Teil der Monarchie gab es jedoch nur die 1884 gegründete Staatsgewerbeschule in Innsbruck, für ein technisches Studium mussten Tiroler, Salzburger und Vorarlberger<sup>88</sup> nach

Wien, Graz, München, Karlsruhe oder Zürich gehen.<sup>89</sup> Um die Jahrhundertwende kam schließlich die Forderung auf, eine Technische Hochschule in Innsbruck zu gründen. Zu der gleichmäßigen Verteilung innerhalb der Monarchie kamen Argumente der besonderen geographisch- und geologischen Umstände in den Alpen und die Notwendigkeit an speziell ausgebildeten Personen hinzu.<sup>90</sup>

Nach mehreren gescheiterten Versuchen wurde die Forderung erst Anfang der 1960er Jahre durch Landeshauptmann Hans Tschiggfrey (1904–1963) wieder aufgegriffen; anlässlich der 600-jährigen Zugehörigkeit Tirols zu Österreich verfasste Leopold Pack, im Auftrag Tschiggfreys, eine Denkschrift mit dem Titel *Gründung einer Innsbrucker Technischen Hochschule aus Anlass der 600-Jahrfeier Tirol bei Österreich 1363–1963*.<sup>91</sup> Am 26.01.1963 stellte Tschiggfrey seine Pläne im Landtag vor, worauf im April der Akademische Senat der Universität, an der Stelle einer neuen Hochschule eine fünfte, technische Fakultät vorschlug. Der Vorschlag wurde angenommen und das Projekt durch Tschiggfreys Nachfolger Eduard Wallnöfer weiter vorangetrieben. Nachdem die Landesbaudirektion Hochschulbauten in Zürich, Karlsruhe, Stuttgart und München besichtigt hatte, erstellten die Innsbrucker ArchitektInnen Charlotte und Karl Pfeiler (1923–2005, 1920–1990) eine

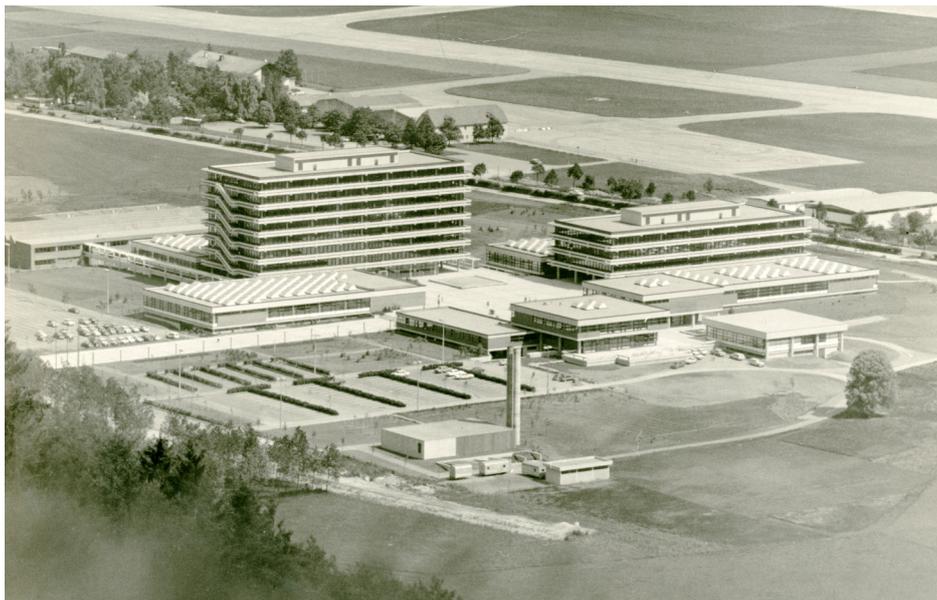


Abb. 18. Hubert Prachensky und Ernst Heiss, Universität Innsbruck Campus Technik, circa 1970

Bebauungsstudie für das heutige Areal bei Kranebitten. Wie bei den meisten Neugründungen entschied man sich für den Campus auf der ‚grünen Wiese‘ nach amerikanischem beziehungsweise angelsächsischem Vorbild.<sup>92</sup>

1966 wurde ein österreichweiter Wettbewerb für die Gestattung der neuen Baufakultät ausgeschrieben. Das Raumprogramm sah Platz für 1200 Studierende vor. Neben den Institutsbauten für die Architektur und das Bauingenieur- und Vermessungswesen waren Zeichensäle, eine Teilbibliothek, Hörsäle, Verwaltungsräumlichkeiten, ein Personalwohnhaus, eine Heizzentrale und eine Mensa angedacht.<sup>93</sup> Der erste Preis ging an die Innsbrucker Architekten Hubert Prachensky (1916–2009) und Ernst Heiss (\*1936) (Abb. 17). In ihrer Begründung lobte die Jury, zu der auch der bereits erwähnte Horst Linde gehörte, die Anordnung der Gebäude um ein zentrales Forum. Es wurde außerdem positiv angemerkt, dass die umgebenden Grünflächen in den Entwurf miteinbezogen wurden, ferner sei die „baukünstlerische Gesamthaltung [...] von hoher Qualität und frei von Schematismus“,<sup>94</sup> auch entspräche die Fassade der vorgeschlagenen Fertigteilkonstruktion.<sup>95</sup> Nach einjähriger Planungsphase konnten im Oktober 1967 die Bauarbeiten beginnen.<sup>96</sup> Als Inspirationsquelle dienten die Bauten von Kenzo Tange, vor allem die Präfektur in Kagawa in Takamatsu sowie die kurz vor-

her eröffnete Ruhr-Universität in Bochum aber auch der Campus auf den Lahnbergen in Marburg oder die Lichtwiese in Darmstadt.<sup>97</sup> 1969 konnte, nach nur zwei Jahren Bauzeit, der Lehrbetrieb aufgenommen werden.<sup>98</sup>

Das so genannte Forum bildet das Zentrum und fungiert wie ein Dorfplatz; um es herum gruppieren sich die Haupt- und Nebengebäude (Abb. 18). Zunächst gab es zwei Institutsgebäude: das achtgeschossige Gebäude für Bauingenieur- und Vermessungswesen und die viergeschossige Architekturfakultät. Die Technik beruht, wie viele Großstrukturen jener Zeit auf einem stringenten Raster von 7,50 m auf 7,50 m Achsabstand. Anders als bei dem Beispiel in Konstanz ist dieses überall sicht- und spürbar (gewesen). Prachensky und Heiss legten das Raster nicht nur über den Bereich des Campus, sondern auch über die angrenzenden Flächen, wodurch sich erkennen lässt, dass die Architekten bereits im Entwurf die Erweiterbarkeit mit eingeplant hatten. Das alles überspannende Raster, das auf einem oktametrischen System beruht,<sup>99</sup> ist ein strukturelles und konsequent angewendetes Ordnungssystem, in dessen Rahmen sich ein „möglichst offen formuliertes Programm frei entfalten kann.“<sup>100</sup>

Die Architekturfakultät, die zwischen 1967 und 1969 errichtet wurde, liegt südlich des zentralen Forums. Das viergeschossige Hauptgebäude wird von zwei Nebengebäuden, in denen die Zeichensäle untergebracht



Abb. 19. Hubert Prachensky und Ernst Heiss, Universität Innsbruck Campus Technik, Bauingenieur- und Vermessungswesen, circa 1970

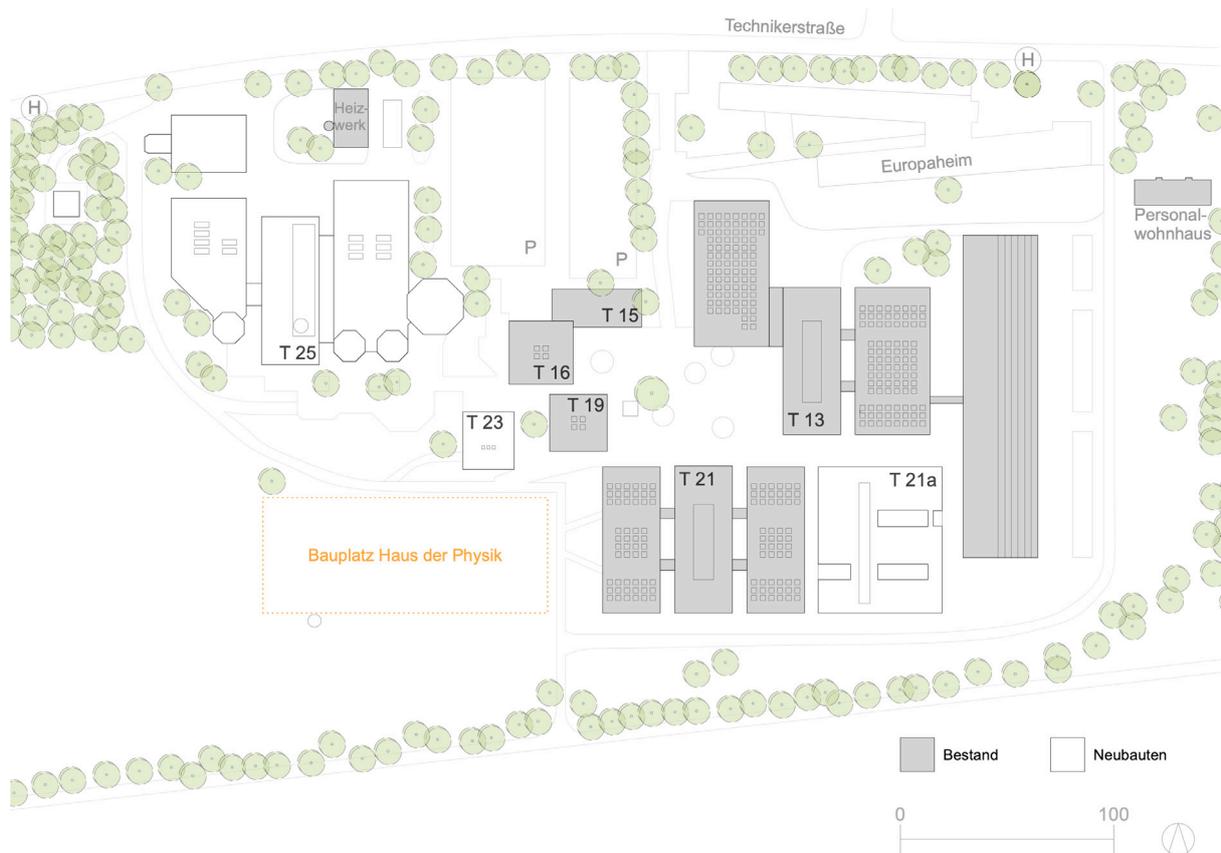


Abb. 20. Übersicht des Campus Technik, Universität Innsbruck

T 21	1967-1969/ 70	Architekturfakultät
T 13	1967-1969/ 70	Technische Wissenschaften/ Bauingenieurgebäude
T 15	1967-1969/ 70	Dekanat
T 17	1967-1969/ 70	Mensa
T 19	1967-1969/ 70	Bibliothek
T 23	1971	Rechenzentrum
T 25	1976-1986	Victor-Franz-Hess-Haus
T 23	1991	Aufstockung Rechenzentrum
T 21	2002 / 2003	Umbau Architekturfakultät
T 21a	2003 / 2004	ICT
T 13	2013 / 2014	Sanierung Technische Wissenschaften
T 21	2013 / 2015	Sanierung Architekturfakultät
T 21	2016 / 2017	Freiraumgestaltung

sind, flankiert. Die Grundstruktur des Gebäudes bilden 40 Stützen, die auf einem Achsraster von vier mal neun im vorherrschenden Rastermaß stehen.<sup>101</sup> Zusammen mit dem Erschließungskern und den Geschossdecken bilden sie das konstruktive Gerüst des Gebäudes. Ursprünglich war das Erdgeschoss zurückversetzt, somit war der Blick auf die erste Stützenreihe frei. Sowohl Stützen als auch Geschossdecken und das ausstei-

fende Treppenhaus wurden konventionell in Ortbeton ausgeführt. Im Gegensatz dazu stand die zeittypische Fassade aus Betonfertigteilen, die stark an die Hochschulbauten in Marburg und Darmstadt erinnert. Sie wurde durch die auskragenden, auf Konsolen gelagerten horizontalen Fluchtbalkone und die dahinterliegenden ebenfalls horizontalen Fensterbänder gegliedert. Im Fall der gestaltgebenden Fertigteilkonstruktion lässt sich feststellen, dass die Konstruktionsweise in die architektonische Gestalt übersetzt wurde; so konnte man von außen das Verhältnis der einzelnen Elemente zueinander sowie das von Tragen und Lasten ablesen. Die Gebäude waren für ihre Studierenden „ein- ,Lernort ‘im besten Sinne des Wortes“.<sup>102</sup> Am Beispiel der Architekturfakultät wird deutlich wie konsequent das Raster, vom Fensterprofil bis hin zur abgehängten Decke als grundlegendes Prinzip genutzt wurde.<sup>103</sup> Analog zur Architekturfakultät war auch das zweite Institutsgebäude eine zeittypische Beton-Konstruktion mit umlaufenden Fluchtbalkonen (Abb. 19).

Nördlich des Forums am Eingang des Campus befindet

sich das Verwaltungs- beziehungsweise Dekanatsgebäude, westlich die Mensa und die Bibliothek. Die Gestalt dieser zweigeschossigen Gebäude ist durch das rote Ziegelmauerwerk, die breiten hellen Dachkanten, sowie teilweise verspringende Erdgeschosse geprägt. Die Gebäude deuteten bereits eine Erweiterung gen Westen an.<sup>104</sup>

Das quadratische Raster von 7,50 m zog sich auch über die Stützenordnung aus den Gebäuden hinaus auf die gemeinsamen öffentlichen Flächen. Hier war es nicht mehr nur konstruktive Grundlage, sondern gestaltendes Element. Auf dem Forum war das Raster durch dunkelgraue Betonpflastersteine hervorgehoben. Die Platzgestaltung hat das Raster auch im Außenraum sichtbar gemacht und alle Gebäude verbunden, somit war sie elementarer Bestandteil des Ensembles.

Durch die Verwendung verschiedener Materialien und architektonischer Details schafften die Architekten auch innerhalb des umfassenden Rasters eine klare Differenzierung der verschiedenen Gebäudetypen. Die Institutsgebäude stachen durch ihre Größe und die Fertigteillfassaden hervor. Die roten Ziegelsteinfassaden weisen auf eine öffentliche, also nicht fachspezifische oder eine studentische Nutzung hin. Dazu zählen Dekanat, Mensa und Bibliothek, aber auch das Hörsaalgebäude im Norden des Forums, die Zeichensäle der Architektur und der Flachbau östlich des Bauingenieurgebäudes.

### **Die bauliche Weiterentwicklung des Campus Technik – Die Sanierungsmaßnahmen zwischen 2009–2017**

Der Ausbau der Technik zwischen 1970 und 2009 lässt sich durchaus mit den Entwicklungen in Konstanz und Darmstadt vergleichen. Ein Wendepunkt stellt die 2017 abgeschlossene Sanierung dar (Abb. 20). Nach 40 Jahren intensivster Nutzung waren die Institutsgebäude der ersten Planung dringend sanierungsbedürftig. Diese Maßnahmen zielten auch darauf ab die Gebäude energetisch zu ertüchtigen. So wurde 2009 durch die Eigentümerin, die Bundesimmobiliengesellschaft (BIG), ein EU-weiter, offener Wettbewerb ausgelobt. Den Wettbewerb für sich entscheiden konnte das Innsbrucker Büro ATP. Die Sanierung sollte „als Chance genutzt werden, die äußere Erscheinung und die inneren Nutzungsmöglichkeiten neu zu interpretieren“.<sup>105</sup>

Die mittlerweile abgeschlossene Sanierung betraf beide Institutsgebäude sowie die verbindende Platzgestaltung. Bei den Hochbauten wurden die Fluchtbalkone durch ‚intelligente Hüllen‘ ersetzt, wodurch man sich vor allem energetische Einsparungen versprach. Die Architekturfakultät ist heute durch vertikale Sonnenschutzscheiben geprägt, die durch schmale Stahlträger horizontal, geschossweise gegliedert sind (Abb. 21). Dahinter liegt die eigentliche Klimahülle des Gebäudes. Das Entfernen der Fluchtbalkone hatte auf das Gebäude im Wesentlichen zwei Auswirkungen: Die neue Fassade sitzt weiter außen, somit wurde mehr Fläche in den einzelnen Geschossen geschaffen, diese Flächen sind aufgrund der massiven Stützen, teilweise jedoch schlecht nutzbar. Der zweite Effekt ist, dass ohne Fluchtbalkone ein zweiter Rettungsweg notwendig war. Dieser wurde jedoch elegant im vorhandenen Erschließungskern untergebracht. Im Unterschied zur Architekturfakultät erhielt der Bau der Technischen Wissenschaften eine glatte metallene Hülle (Abb. 22). Die Sanierung der Institutsbauten, im speziellen das Ersetzen der Fassaden, hat vermutlich zu einer erheblichen Einsparung in puncto Energiebedarf geführt. Gleichzeitig wurde eine Reihe ‚neuer‘ Probleme geschaffen; beispielhaft für diese steht das Verschattungsproblem am Gebäude der Technischen Wissenschaften: Die Rollos sind zwischen zwei Fensterscheiben montiert, welche sich nur nach außen öffnen lassen, um auch bei Regen eine Belüftung zu ermöglichen. Diese Rollos sind so störungsanfällig, dass sie mehrmals im Jahr mithilfe eines Dachkrans von außen repariert werden müssen. Zwischen den regelmäßigen Reparaturintervallen behelfen sich die MitarbeiterInnen von innen: sie kleben Papier an die Scheiben, um nicht geblendet zu werden,<sup>106</sup> was für eine kuriose Ansicht sorgt.

Neben den technischen Schwierigkeiten, die vor allem das Raumklima betreffen, steht der problematische Umgang mit der historischen Bausubstanz. Unübersehbar ist, dass sich die Gestalt beider Gebäude so weit verändert hat, dass der Entwurf von Prachensky und Heiss nicht mehr sichtbar ist. Das Gebäude der Technischen Wissenschaften hat jegliche dreidimensionale, plastische Gestaltung eingebüßt und wurde zu einem glatten Kubus. Nicht nur die Entfernung der gestaltgebenden Fluchtbalkone, sondern vor allem die Tatsache, dass



Abb. 21. Campus Technik Universität Innsbruck, Architekturfakultät, 2023

beide Bauten unterschiedlich behandelt wurden, zeigt die Ignoranz gegenüber der (Bau-)Geschichte und der historischen Bedeutung des Campus Technik. Die Jury liegt durchaus richtig mit ihrer Annahme, dass „durch den differenzierten Umgang in der Gestaltung der zwei Gebäude [...] diese eine jeweils spezifische Identität [erhalten]“. <sup>107</sup> Das widerspricht dem ursprünglichen Konzept, welches den Campus als Einheit, als Ensemble sah.

Den vorläufigen Schlussstein dieser Entwicklung setzte die 2017 fertiggestellte neue Platzgestaltung. Der Entwurf steht in einer Reihe mit den eben erläuterten Modernisierungsmaßnahmen. Mit der Platzgestaltung setzte sich der Architekt zum Ziel „den Freiraum von dem vorgegebenen Raster der 1960er Jahre [zu] emanzipieren und dennoch Gebäudebezüge her[zu]stellen“. <sup>108</sup> Der hellgrau gepflasterte Platz erstreckt sich im Bereich der ersten Planungsphase und hört abrupt hinter der Mensa auf. Der Campus wird dadurch entzweit und in alt und neu getrennt <sup>109</sup>. Die helle Pflasterung wird durch asymmetrisch gesetzte, kreisrunde Pflanzbecken, die der Regenaufnahme dienen, unterbrochen. Dem Architekten ist sein Vorhaben gelungen, <sup>110</sup> das gestaltgebende Raster ist verschwunden, Gebäudebezüge werden keine (mehr) hergestellt. Dem raumgebundenen Kunstwerk von Josef Lackner wurde das Bezugssystem genommen, was mit einer Zerstörung gleichzusetzen ist. <sup>111</sup>

## Verwaltung

Die österreichischen Universitätsbauten werden durch die BIG, einem der größten Immobilienunternehmen Österreichs, verwaltet. <sup>112</sup> Die BIG verwaltet <sup>113</sup> seit 1992 die Bundesimmobilien und -liegenschaften, zudem ist sie wirtschaftliche Eigentümerin. <sup>114</sup> Bis 1992 war die Verwaltung der Bundesimmobilien, vor allem Schulen und Universitäten, Aufgabe des Wirtschaftsressorts. Im Zuge massiver finanzieller Probleme, die es im österreichischen Staat Ende der 1980er gab, wurde im Privatisierungskontext die BIG gegründet. Ziel war es Kosten zu sparen und die Immobilienverwaltung zunehmend gewinnorientiert auszurichten. Die BIG fungiert als Vermieterin; die Universitäten und Schulen als Mietende. <sup>115</sup>

Sie selbst beschreibt die „7,1 Mio. m<sup>2</sup> vermietbare Fläche“ als ihr „Kerngeschäft“, das einen „Verkehrswert“ von rund 12 Mrd. € hat. Diese Flächen bewirtschaftet sie so, dass „ein stabiles Wachstum und [eine] nachhaltige Wertsteigerung möglich [ist]“. <sup>116</sup> Anhand dieser



Abb. 22. Campus Technik Universität Innsbruck, Fakultät der Technischen Wissenschaften, 2020

Aussagen wird schnell deutlich, dass die BIG ihren Bestand als Ware sieht, die es gewinnbringend zu verwalten gilt. Vorbildlich scheint die BIG in puncto Nachhaltigkeit zu sein: Energieeffizienz und Umweltschutz sind zentrale Anliegen,<sup>117</sup> doch auch diese Bestrebungen werden immer im Kontext ihrer Rentabilität gesehen. Laut ihrem Image-Folder geht es der BIG auch um die „Bewahrung wertvoller Architekturschätze“.<sup>118</sup> Es macht den Anschein, dass hier ein sehr viel engeres, höchstens bis Anfang des 20. Jahrhundert reichendes, Architekturverständnis zu Grunde liegt, bei dem die Nachkriegsarchitektur einen sehr niedrigen Stellenwert einnimmt.<sup>119</sup>

### Kritik

Österreich hat sich mit der Privatisierung der Bundesbauten ins eigene (kulturelle) Fleisch geschnitten. Zwar entstehen und entstanden unter Federführung der BIG viele Bauten von hoher architektonischer Qualität,<sup>120</sup> trotzdem sind und werden immer mehr historische Gebäude verschwinden oder zumindest so verändert, dass von ihrem eigentlichen Ausdruck nichts mehr bleibt. Es ist offensichtlich, dass Gebäude nicht entsprechend erhalten werden können, wenn die Aufgabe ihrer Besitzerin in erster Linie die Gewinngenerierung ist. Ein Bau der 1970er Jahre kann nicht an die (energetischen) Werte heranreichen, die ein Neubau erzielt. Die Werte, die er aufweisen kann, also die architektonischen, historischen und identifikatorischen, finden in der Rechnung der BIG jedoch keine Beachtung.

Der Campus Technik in Innsbruck zeigt, wie durch Verwaltung eines gewinnorientierten Unternehmens mit einem sehr unmittelbaren und nicht weitsichtigen Verständnis von ‚Nachhaltigkeit‘, Kunst<sup>121</sup> und Architektur verstümmelt werden. Die Kritik gilt nicht nur dem Vorgehen durch die BIG, sondern der Tatsache, dass ein so großer Gebäude- und Kunstbestand durch ein Unternehmen und nicht durch die öffentliche Hand verwaltet wird.

### Denkmalstatus

Bis zur Novellierung des Denkmalschutzgesetzes im Jahr 2000, standen alle Bundesgebäude – qua gesetzlicher Vermutung– unter Schutz. Diese „Unterschutzstellung bloß kraft gesetzlicher Vermutung“ endete laut

Novelle, am 31.12.2009.<sup>122</sup> Das Bundesdenkmalamt hatte somit 10 Jahre Zeit die Bundesgebäude zu prüfen und gegebenenfalls unter Denkmalschutz zu stellen. Auch der Campus Technik war Teil dieser Betrachtung, eine Unterschutzstellung hat jedoch nicht stattgefunden. Eindeutige Gründe lassen sich nicht rekonstruieren und können an dieser Stelle nur vermutet werden. Eine Ursache könnte sein, dass die Bauten Anfang der 2000er Jahre erst circa 30 Jahre alt waren und somit relativ jung. Bereits Alois Riegl stellte fest, dass es ‚jüngere‘ Denkmale in der Wahrnehmung und Wertschätzung teils schwer haben.<sup>123</sup> Zahlreiche Beispiele der Baugeschichte zeigen, dass eine Wertschätzung oft mit einem größeren zeitlichen Abstand verbunden ist. Die Unterschutzstellung anderer Universitäts-Bauten jener Zeit verdeutlicht das Phänomen; sowohl die Univesität Konstanz,<sup>124</sup> als auch der Campus auf den Lahnbergen (Marburger Bausystem),<sup>125</sup> die geschützten Bauten auf der Lichtwiese und die Universität Bochum,<sup>126</sup> wurden erst in den 2010er Jahren als Denkmäler anerkannt. Zusätzlich lässt sich zwischen Österreich und Deutschland eine temporale Diskrepanz feststellen, so wird gerade in Tirol beziehungsweise Österreich die Nachkriegsarchitektur inventarisiert,<sup>127</sup> wohingegen in Deutschland bereits eine Vielzahl an Bauten der 1980er Jahre unter Schutz stehen. Dieser Zeitfaktor spielte wahrscheinlich eine nicht unerhebliche Rolle beim fehlenden Denkmalschutz des Campus Technik. Ob ein Schutz unter anderen Umständen heute möglich wäre, lässt sich nicht mehr nachvollziehen. Die tiefgreifenden Sanierungsmaßnahmen der letzten zehn Jahre haben die Frage nach dem Denkmalstatus beantwortet: Die Technik wird kein Denkmal.

Laut österreichischem Denkmalschutzgesetz sind Denkmäler: „von Menschen geschaffene, unbewegliche und bewegliche Gegenstände [...] von geschichtlicher, künstlerischer oder sonstiger kultureller Bedeutung [...], wenn ihre Erhaltung dieser Bedeutung wegen im öffentlichen Interesse gelegen ist“.<sup>128</sup> Aus heutiger Sicht lässt sich dem ursprünglichen Campus sein geschichtlicher und künstlerischer Wert kaum absprechen. Ein Erhalt wäre, meines Erachtens, im Interesse der Öffentlichkeit gewesen. Die Technik war Zeitzeugin der Universitätsgeschichte und der Gründung der einzigartigen fünften Fakultät. Sie ist Ausdruck ihrer Zeit, in der der Glaube an das ungebremste Wachstum so

groß war, wie nie wieder seither. Ihr eindeutiger architektonischer Ausdruck bettete Tirol auch international in die 1970er Jahre ein.<sup>129</sup> Hubert Prachensky, der mit Ernst Heiss die Technik entwarf, ist einer der bedeutendsten Tiroler Nachkriegsarchitekten, wie wenig andere hat er die Stadt durch seine Bauten geprägt. Durch die Umgestaltung ist ein Stück Tiroler Baugeschichte unwiederbringlich verloren gegangen.

### Ausblick

Die Forschung für diesen Aufsatz beziehungsweise die zugrundeliegende Masterarbeit wurde im Sommer 2020 beendet; seitdem ist die Entwicklung der drei Standorte weiter fortgeschritten.

Im Oktober 2021 wurde das Gebäude ZT der Universität Konstanz eingeweiht (vgl. Abb. 6). Die Fertigstellung dieses Gebäudes markiert auch einen Wendepunkt in der baulichen Entwicklung der Universität; der ursprüngliche Bebauungsplan von 1969 ist erschöpft, ein ‚Weiterbauen‘ wie bisher, nicht mehr möglich.<sup>130</sup> Der von Ferdinand Heide Architekten entwickelte Masterplan sieht zwei Satelliten vor, die jedoch nicht noch weiter in den Naturraum eingreifen, sondern sich auf den bereits versiegelten Parkflächen befinden. Die Satelliten sind winkelförmig beziehungsweise als Zeile angelegt und untereinander nicht verbunden, sie brechen demnach mit dem vorherrschenden Konzept. Die Erweiterungsflächen befinden sich jedoch nicht in Sichtweite der Bestandsbauten, sondern sind durch ein Waldstück abgetrennt, was die Neuausrichtung des architektonischen Konzepts erklärt und nachvollziehbar macht.

Eine dritte Erweiterungsfläche liegt im Zentrum der Universität, hier entstehen momentan mehrere Bauten, die so genannte Neue Mitte. Obwohl diese in direkter Nachbarschaft zum Bestand liegen, führen sie die ursprünglichen Gestaltungsprinzipien nicht weiter. Die Gestalt der Universität Konstanz, die sich bis jetzt sehr homogen und harmonisch weiterentwickelt hat, wird sich in den kommenden Jahren stark verändern, eine abschließende Bewertung der Erweiterungsbauten ist zum jetzigen Zeitpunkt jedoch noch nicht möglich.

Die Lichtwiese der TU Darmstadt wurde seit 2020 um weitere Bauten ergänzt, ein Platzproblem, wie in Konstanz, scheint es dort noch nicht zu geben.<sup>131</sup> Die auffälligste bauliche Ergänzung an der Lichtwiese ist kein Gebäude, sondern die im April 2022 eingeweihte Stra-

ßenbahntrasse. Diese sorgt für eine bessere Anbindung des Campus an die Stadt, trägt aber auch dazu bei, dass das Areal seine parkähnlichen Qualitäten weiter verliert und sich zunehmend ‚urban‘ anfühlt.

Den bislang größten Eingriff hat die Technik in Innsbruck durch die Sanierung von 2009–2017 bereits hinter sich. 2022 konnte die Instandsetzung der Bibliothek abgeschlossen werden; das Ergebnis zeugt von einem hohen Verständnis für den Bestand. Die nächste Erweiterung des Campus Technik wird das schon lange angedachte Haus der Physik sein. Im Oktober 2022 wurde der Wettbewerbsbeitrag von Mohr Architekten aus Wien mit dem ersten Preis ausgezeichnet, die Fertigstellung ist für 2028 geplant.<sup>132</sup>

### Vergleich und Fazit

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass sich sowohl die Universität Konstanz als auch die Lichtwiese in Darmstadt durchaus anhand der ursprünglichen Entwurfsprinzipien weiterentwickelt haben. Die Universität Konstanz sticht mit einer Entwicklung hervor, die (bis jetzt) Vorbildcharakter aufweist. Sowohl an der Universität Konstanz als auch auf dem Campus Lichtwiese in Darmstadt wurden in vielen Bereichen denkmalpflegerische Maxime angelegt. Die Wertschätzung der Bestandsbauten ist hoch. Im Gegensatz zu diesen zwei positiven Beispielen steht der Campus Technik der Universität Innsbruck, bei dem von den ursprünglichen Entwurfsprinzipien kaum mehr etwas übrig ist.

Das Raster spielt(e) an allen drei Campus-Standorten eine übergeordnete Rolle. Manchmal mehr, manchmal weniger sichtbar, bildet es die grundlegende Struktur. Der Campus, der am meisten durch das Raster geprägt war, ist die Technik in Innsbruck. Wo das ICT, das Rechenzentrum und auch das Victor-Franz-Hess-Haus<sup>133</sup> mit seinen zugehörigen Bauten sich das Raster noch zu Nutzen machten und es wiederum als Grundlage verwendeten, bricht die Sanierung von 2009–2017 mit diesem Prinzip und lässt das Raster verschwinden. Wie mit dem Raster wurde auch mit der Fertigteilkonstruktion der Fassaden umgegangen. Der größte Kritikpunkt an dieser Sanierungsmaßnahme ist, dass kein umfassendes Konzept für die gesamte Anlage angewandt, sondern die Gebäude und der Platz getrennt voneinander betrachtet wurden. Der bauhistorische Wert wurde dem Campus abgesprochen, das von Prachensky und

Heiss fein komponierte Ensemble damit zerstört.

Obwohl nicht so präsent wie in Innsbruck, ist auch in Konstanz das Raster die Grundlage für alle Bauten. Wobei ‚alle Bauten‘ hier tatsächlich auch die Neubauten einschließt, denn alle<sup>134</sup> Gebäude, die nach der Fertigstellung der Universität entstanden, nutzen das Raster als Basis.

Der Umgang mit den Fertigteilen scheint vorbildlich. Das Aussehen und die Wirkung der einzelnen Bauten hat sich in den vergangenen Jahren kaum verändert, was auf ein sensibles und umfassendes Sanierungskonzept aus dem Jahr 2002 zurückzuführen ist. Auch an der Lichtwiese in Darmstadt ist das Raster ein grundlegende Prinzip. Eine Vielzahl der Neubauten hat sich an diesen Quartieren und somit auch am Raster orientiert. Auch der Umgang mit den Fertigteilbauten im Darmstädter Bausystem ist positiv zu beurteilen. Obwohl nur wenige Bauten unter Denkmalschutz stehen, kann der Umgang trotzdem als ‚sensibel‘ beschrieben werden.

Fertigteilsysteme der 1960er und 1970er Jahre waren auf kontinuierliches Wachstum und eine stetige Weiterentwicklung ausgerichtet. Mit ihrer optimalen Anpassungsfähigkeit waren sie prädestiniert für den Universitätsbau. Trotzdem wurde kein Campus in seinem ursprünglichen System weiterentwickelt. Grund hierfür ist in erster Linie der Wandel im ökologischen und ökonomischen Bewusstsein der Gesellschaft. Leider scheinen diese Fertigteilkonstruktionen noch nicht im ästhetischen Bewusstsein vieler Menschen angekommen zu sein, was auch an bautechnischen Mängeln liegen mag, die Sanierungen scheinbar unwirtschaftlich erscheinen lassen.<sup>135</sup> Ohne eine breitere Wertschätzung und gezielte Forschung ist ein Erhalt dieser Bauten schwer zu bewältigen.

Den drei Standorten liegen verschiedene Verwaltungssysteme zugrunde. In Deutschland sind die Universitäten Aufgabe der Länder und werden zu großen Teilen von diesen verwaltet. In Baden-Württemberg übernimmt diese Aufgabe die Abteilung Vermögen und Bau und im Einzelnen die jeweils zuständigen Ämter. Spannend hierbei ist, dass dieses Amt nicht nur im ehemaligen Gebäude des Universitätsbauamtes, in direkter Nachbarschaft zur Universität selbst sitzt, sondern auch die direkte institutionelle Nachfolgerin ist. Dieser Tatsache, mit der auch personelle Kontinuitäten ein-

hergingen, gepaart mit dem hohen identifikatorischen Wert, kann die exzellente bauliche Weiterentwicklung der Universität Konstanz zugeschrieben werden. Auch die TU Darmstadt wurde bis 2005 vom Land Hessen betreut, bevor die Universität ihre bauliche Verwaltung selbst übernahm. Im Fall der TU Darmstadt scheint dieses Experiment geglückt und die positive Weiterentwicklung ist auch dem großen bauhistorischen Interesse der Mitarbeitenden geschuldet, die ihre Aufgabe als ‚gestaltendes Baumanagement‘<sup>136</sup> sehen. Sowohl das Amt in Konstanz als auch das Dezernat in Darmstadt hat Entwurfs- und Planungskompetenz. Diese wird und wurde besonders an der Universität Konstanz eingesetzt. Das Amt konnte dadurch selbst als Entwerfer einige qualitativ hochwertige Zu- und Neubauten realisieren. Auch das Dezernat in Darmstadt macht von dieser Kompetenz punktuell Gebrauch. Beide Universitäten werden direkt durch die öffentliche Hand beziehungsweise eine öffentliche Institution verwaltet, somit besteht die Aufgabe des Amtes, beziehungsweise des Dezernats darin, innerhalb des bereitgestellten Budgets, die Gebäude zu erhalten und notwendige Um- und Neubaumaßnahmen zu realisieren. Die Wertsteigerung oder gar Gewinnerzielung ist kein Bestandteil dieser Verwaltungsmechanismen.

Im Gegensatz dazu steht das österreichische Prinzip, in dem die Bauten der Universitäten seit 1992 von einem Unternehmen, verwaltet werden. Diese gewinnorientierte Verwaltungsstrategie steht im Gegensatz zu der Bewahrung von Kunst und Kulturgütern und trägt eine große Mitverantwortung an der aus bauhistorischer Sicht negativen Entwicklung des Campus Technik.

Die Beispiele zeigen auf, wie groß der Einfluss der Verwaltungsform, der administrativen Struktur auf die jeweilige Entwicklung und somit auf die Architektur ist. An allen drei Standorten geben die Strukturen und die dahinterstehenden Personen die Entwicklungsrichtung vor.

## Endnoten

- 1 Vgl. Lydia Constanze Krenz, *Campusuniversitäten der 1960er und 1970er Jahre und ihre bauliche Weiterentwicklung*, in: Die Denkmalpflege, Jahrgang 80 Heft 1, 2022, S. 49–52, hier S. 49.
- 2 Der vorliegende Aufsatz beruht auf der im September 2020 an der Universität Innsbruck abgegebenen gleichnamigen Master-Arbeit der Verfasserin: Lydia Constanze Krenz, *Campus-Bauten der 60er und 70er Jahre- und ihre bauliche (Weiter-) Entwicklung*, Masterthesis eingereicht an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck 2020.
- 3 Eine ‚Stunde Null‘ hatte es auch in der Universitätslandschaft nicht gegeben.
- 4 Vgl. Moritz Mälzer, *Auf der Suche nach der neuen Universität: Die Entstehung der ‚Reformuniversitäten‘ in Konstanz und Bielefeld in den 1960er Jahren* (Studien zur Zivilgesellschaft, Bd. 13), Göttingen 2016, S. 88.
- 5 Vgl. Thomas Ellwein, *Die deutsche Universität. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Frankfurt am Main <sup>2</sup>1985, S. 336
- 6 Vgl. Mälzer 2016, *Auf der Suche nach der neuen Universität*, S. 81.
- 7 Vgl. Anne Rohstock, *Ist Bildung Bürgerrecht?* in: *Das doppelte Deutschland: 40 Jahre Systemkonkurrenz*, hg. v. Udo Wengst und Herrmann Wentker, Berlin 2008, S. 150.
- 8 Vgl. Mälzer 2016, *Auf der Suche nach der neuen Universität*, S. 94–95.
- 9 Ebd., S. 151.
- 10 Ebd., S. 153.
- 11 Vgl. Constanze von Marlin und Anne Schmedding, *Gebaute Reform: Architektur und Kunst am Bau der Universität Konstanz*, München 2016, S. 24–27.
- 12 Vgl. Mälzer 2016, *Auf der Suche nach der neuen Universität*, S. 221–222.
- 13 Bericht des Gründungsausschusses 1965, 64, zitiert aus: Marlin/Schmedding 2016, *Gebaute Reform*, S. 28.
- 14 Vgl. Marlin/Schmedding 2016, *Gebaute Reform*, S. 28–29.
- 15 Vgl. Stefan Muthesius, *The postwar university: Utopist campus and college*, New Haven 2000, S. 222; zitiert aus Marlin/Schmedding 2016, *Gebaute Reform*, S. 29.
- 16 Vgl. Burckhart Beyerle, *Rückblickend auf die bauliche Entwicklung der Universität*, in: Zwischenbilanz. Festschrift für Lothar Späth anlässlich der Fertigstellung des Mischkreuzes der Universität Konstanz, hg. v. Rudolf Leibinger und Horst Sund, Konstanz 1988, S. 477; Wilhelm v. Wolff, *Das unbekannte Ganze: Zur Baugeschichte der Universität Konstanz*, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, Jahrgang 128, 20120, S.194; beide zitiert aus Marlin/Schmedding 2016, *Gebaute Reform*, S. 29, S. 32.
- 17 Marlin/Schmedding 2016, *Gebaute Reform*, S. 32; Clemens Kieser, *Stadt, Haus oder Insel? Die Universität Konstanz als gebaute Utopie*, in: *Architektur für Forschung und Lehre. Universität als Bauaufgabe*, hg. v. Klaus Gereon Beuckers, Kiel 2010, S. 261.
- 18 Vgl. Marlin/Schmedding 2016, *Gebaute Reform*, S. 32–33.
- 19 Diese Architekten waren: Eugen Schneble, Alexander Friemel, Abshagen (?), Kern (?) Birkle (?) und Herbert Schaudt, später wurden weitere Architekten und Architektinnen hinzugerufen.
- 20 Dieses Stadtpalais ist immer noch das Hauptgebäude der HU.
- 21 Vgl. Mälzer 2016, *Auf der Suche nach der neuen Universität*, S. 355.
- 22 Vgl. Bruno Klein, *Aufbruch und Krise. Die Ruhr-Universität Bochum*, in: *Architektur für Forschung und Lehre. Universität als Bauaufgabe*, hg. v. Klaus Gereon Beuckers, Kiel 2010, S. 246–247.
- 23 Vgl. Mälzer 2016, *Auf der Suche nach der neuen Universität*, S. 359–361.
- 24 Vgl. Ebd., S. 360.
- 25 Vgl. Marlin/Schmedding 2016, *Gebaute Reform*, S. 32–33.
- 26 Vgl. Clemens Kieser, *Harvard am Bodensee. Die Universität Konstanz als gebaute Utopie*, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Heft 4, 2014, S. 268–273.
- 27 Vgl. Marlin/Schmedding 2016, *Gebaute Reform*, S. 32.
- 28 Vgl. Kieser 2014, *Die Universität Konstanz als gebaute Utopie*, S. 268.
- 29 Vgl. Petra [?] Wichmann, *Liste der unbeweglichen Bau- und Kunstdenkmale in Baden-Württemberg. Begründung der Denkmaleigenschaft gemäß § 2 DSchG* (Universität Konstanz), 2011/2012, S. 1.
- 30 Siehe Abb. 6, Gebäude M, L, P, V, B.
- 31 Heinrich Klotz, zitiert aus: Wichmann 2011/2012, *Liste der unbeweglichen Bau- und Kunstdenkmale in Baden-Württemberg*, S. 2.
- 32 Kieser 2014, *Die Universität Konstanz als gebaute Utopie*, S. 268.
- 33 Vgl. Kieser 2010, *Stadt, Haus oder Insel?* S. 259–280.
- 34 Vgl. Kieser 2014, *Die Universität Konstanz als gebaute Utopie*, S. 269.
- 35 Wolff o.J., zitiert aus: Kieser 2014, *Die Universität Konstanz als gebaute Utopie*, S. 269–270.
- 36 Kieser 2014, *Die Universität Konstanz als gebaute Utopie*, S. 268–273.
- 37 Kieser 2010, *Stadt, Haus oder Insel?* S. 271.
- 38 Ebd., S. 272.
- 39 Ebd.
- 40 Frank Mienhardt, *Eine moderne Reformuniversität als Kulturdenkmal: Zur Erfassung der Universität Konstanz und zu ihrem denkmalpflegerischen Umgang*, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Heft 1, 2015, S. 8–12, hier S. 9.
- 41 Vgl. Marlin/Schmedding 2016, *Gebaute Reform*, S. 37.
- 42 Beyerle 1988, *Rückblickend auf die bauliche Entwicklung der Universität*, S. 475, zitiert nach: Marlin/Schmedding 2016, *Gebaute Reform*, S. 28.
- 43 Die Kunst am Bau nimmt an allen drei Arealen einen hohen Stellenwert ein. In diesem Aufsatz wird sie aus Platzgründen nicht behandelt. Zur Kunst am Bau vgl.: Universität Konstanz: Marlin/Schmedding, 2016, *Gebaute Reform*; *Lichtwiese Darmstadt: Skulpturengarten Lichtwiese*, hg. v. Pamela Christina Scorzin, Darmstadt 2002; Universität Innsbruck: Sophie Elaine Wolff, *‚Kunst am Bau‘. Eine Annäherung* und: Sophie Elaine Wolf und Florina Pop, *‚Kunst am Bau‘ und ‚baubezogene Kunst‘ an der Universität Innsbruck*, in: *Die Topographie des Wissens: Eine kleine Stadtbaugeschichte der Universität Innsbruck*, hg. v. Klaus Tragbar, Innsbruck 2019, S. 155–161 und S. 395–434.
- 44 Vgl. Walter Förderer, *Die Konstanzer Universitätsbauten stehen für ein bereits gefährdetes Versprechen*, in: Bau + Kunst Uni Konstanz (Ausstellungskatalog, Ausstellung 01.09.1978–10.10.1078), hg. v. Kunstverein Freiburg, Freiburg 2078, o. S.
- 45 Das Gebäude ZS ist nicht mit dem Bestand verbunden, da das darin befindliche Rastertunnelmikroskop enorm schwingungsanfällig ist.
- 46 Eine vollständige Auflistung bis 2020 bietet die bereits

Lydia Constanze Krenz	Campus-Bauten der 1960er und 1970er Jahre	kunsttexte.de A/2023- 23
-----------------------	---	--------------------------

erwähnte Masterthesis.

- 47 Heute: Vermögen und Bau Amt Konstanz.
- 48 Vgl. Flyer, online unter: <https://www.yumpu.com/de/document/read/4362840/universitat-konstanz-neubau-gebäude-y-vba-konstanz> (abgerufen am 28.01.2023).
- 49 Wichmann 2011/2012, *Liste der unbeweglichen Bau- und Kunstdenkmale in Baden-Württemberg*, S. 3.
- 50 Ebd.
- 51 Mienhardt 2015, *Eine moderne Reformuniversität als Kulturdenkmal*, S. 11.
- 52 Ebd., S.10.
- 53 Interview mit Vermögen und Bau, Amt Konstanz vom 18.12.2019.
- 54 Mienhardt 2015, *Eine moderne Reformuniversität als Kulturdenkmal*, S.12.
- 55 Ebd.
- 56 Vgl. Mona Sauer, *Zehn Jahre Bauautonomie: Technische Universität Darmstadt*, Darmstadt 2015, S. 17; 1997 wurde die Technische Hochschule Darmstadt (TH) in Technische Universität Darmstadt umbenannt (TU).
- 57 Vgl. *Die Technische Universität Darmstadt: Eine Baugeschichte*, hg. v. Wissenschafts-Stadt Darmstadt, Darmstadt 2007, S. 7.
- 58 Vgl. *Die Technische Universität Darmstadt*, hg. v. Wissenschafts-Stadt Darmstadt, Darmstadt 2007, S. 7.
- 59 Ebd., S. 69.
- 60 Vgl. *Wiederaufbau und Erweiterung: Das Staatliche Hochschulbauamt Darmstadt 1949–1988*, hg. v. Wissenschafts-Stadt Darmstadt, Darmstadt 2016, S. 175.
- 61 Vgl. *Die Technische Universität Darmstadt*, hg. v. Wissenschafts-Stadt Darmstadt, Darmstadt 2007, S. 71.
- 62 Sauer 2015, *Zehn Jahre Bauautonomie*, S. 73.
- 63 Vgl. Peter Süberkrüb, *Hochschulbauten in Darmstadt: Bericht über die bauliche Entwicklung*, Darmstadt 1977, S. 21.
- 64 Vgl. *Bericht und Chronik. Bericht und Chronik (Technische Bildung in Darmstadt. Die Entwicklung der Technischen Hochschule 1836–1986)*, hg. v. Technische Universität Darmstadt, Darmstadt 2000, S. 48; Zum Marburger Bausystem: Silke Langenberg, *Bauten der Boomjahre: Architektonische Konzepte und Planungstheorien der 60er und 70er Jahre*, Dortmund 2011; *Offenheit als Prinzip. Das Marburger Bausystem*, hg. v. Silke Langenberg, Sulgen 2013: Der Campus auf den Lahnbergen im Marburger System ist massiv bedroht.
- 65 Aufzählung übernommen aus: *Die Technische Universität Darmstadt*, hg. v. Wissenschafts-Stadt Darmstadt, Darmstadt 2007, S. 10.
- 66 Vgl. *Die Technische Universität Darmstadt*, hg. v. Wissenschafts-Stadt Darmstadt, Darmstadt 2007, S. 70.
- 67 Ebd., S. 18.
- 68 Vgl. Brigitte Kuntzsch, *Technische Universität Darmstadt. Standort Lichtwiese*, in: Stadtlexikon Darmstadt, online unter: <https://www.darmstadt-stadtlexikon.de/t/technische-universitaet-darmstadt-standort-lichtwiese.html> (abgerufen am 10.02.2020).
- 69 Vgl. Sauer 2015, *Zehn Jahre Bauautonomie*, S. 100; Krenz 2022, *Campusuniversitäten der 1960er und 1970er Jahre und ihre bauliche Weiterentwicklung*, S. 49–52.
- 70 Vgl. Sauer 2015, *Zehn Jahre Bauautonomie*, S. 83.
- 71 Vgl. Rainer Hein, *Die TU Darmstadt war die erste autonome Hochschule*, in: FAZ online vom 25.11.2005, online unter: <https://www.faz.net/aktuell/rhein-main/technische-universitaet-darmstadt-bauboom-im-kulturdreieck12142271/ort-zum-lehren-und-lernen-das-12143313.html> (abgerufen am 13.02.2020).
- 72 Vgl. Manfred Efinger, *Neue Mitten: Bauautonomie und Baukosten*, in: *Neue Mitte[n]: Die Bibliotheksbauten der Technischen Universität Darmstadt*, hg. v. Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt/Technische Universität Darmstadt, Darmstadt 2014, S. 25–30.
- 73 Vgl. Interview mit Christina Koch und Sebastian Sauer (Dezernat V– Baumanagement und Technischer Betrieb TU Darmstadt) vom 07.02.2020.
- 74 Ebd.
- 75 Ebd.
- 76 Die Hallen wurden vom Darmstädter Hochschulbauamt zusammen mit Gerd Fesel entworfen.
- 77 Denkmalverzeichnis des Landes Hessen (Stichwort 'Lichtwiese' online suchbar unter: <https://denkxweb.denkmalpflege-hessen.de/index/>).
- 78 Vgl. Zeittafel der Universität Innsbruck (abgerufen am 26.01.2023).
- 79 ‚Die Technik‘ bezeichnet den Campus Technik der Universität Innsbruck im allgemeinen lokalen Sprachgebrauch.
- 80 Franz Huter, *Der Weg zur Innsbrucker Bauakultät* (Veröffentlichungen der Universität Innsbruck, Bd. 62, Forschungen zur Innsbrucker Universitätsgeschichte IX) Innsbruck 1970, S. 9–10.
- 81 Klaus Tragbar, *Der Campus Technik oder: das Verschwinden des Rasters*, in: *Die Topographie des Wissens: Eine kleine Stadtbaugeschichte der Universität Innsbruck*, hg. v. Klaus Tragbar, Innsbruck 2019, S. 165–197, hier: S. 165.
- 82 Vgl. Huter 1970, *Der Weg zur Innsbrucker Bauakultät*, S. 9–10.
- 83 Vgl. Tragbar 2019, *Der Campus Technik*, S. 166.
- 84 Ebd.
- 85 Ebd.
- 86 Ebd.
- 87 Ebd., S. 167.
- 88 Die Zulassung von Frauen zum technischen Studium erfolgte in Österreich erst ab 1919.
- 89 Vgl. Gerhard Oberkofler und Peter Goller, *Geschichte der Universität Innsbruck (1669–1945)*, Frankfurt am Main/Wien 1969, S.176–177, zitiert aus: Tragbar 2019, *Der Campus Technik*, S. 167.
- 90 Vgl. Huter 1970, *Der Weg zur Innsbrucker Bauakultät*, S. 45.
- 91 Vgl. *Technische Hochschule Innsbruck*, in: *Tiroler Tageszeitung* Nr. 140 vom 20.06.1963, S. 3.
- 92 Vgl. Huter 1970, *Der Weg zur Innsbrucker Bauakultät*, S. 69–81.
- 93 Vgl. Tragbar 2019, *Der Campus Technik*, S. 170.
- 94 Huter 1970, *Der Weg zur Innsbrucker Bauakultät*, S. 78–79.
- 95 Ebd.
- 96 Vgl.: *Mit dem Bau der Technik wurde begonnen*, in: *Tiroler Tageszeitung* Nr.273 vom 23.11.1967, S. 3; Zitiert aus Tragbar 2019, *Der Campus Technik*, S. 176.
- 97 Ebd., S. 175, S. 176.
- 98 Ebd., S. 180.
- 99 Vgl. Ekkehard Drach, *Neuferts Oktametersysteme- eine neue „Regola“ im 20. Jahrhundert?* in: *architectura*, Jahrgang 46 Heft 2, 2016, S. 238–257, hier: S. 247.
- 100 Drach 2016, *Neuferts Oktametersysteme*, S. 244.
- 101 Ebd., S. 243.
- 102 Tragbar 2019, *Der Campus Technik*, S. 178.
- 103 Vgl. hierzu Drach 2016, *Neuferts Oktametersysteme*, S. 238–257.

Lydia Constanze Krenz	Campus-Bauten der 1960er und 1970er Jahre	kunsttexte.de A/2023- 24
-----------------------	---	--------------------------

104 Vgl. Tragbar 2019, *Der Campus Technik*, S. 178.

105 Vgl.: [www.competitionline.com/de/ergebnisse/14553](http://www.competitionline.com/de/ergebnisse/14553) (abgerufen am 13.04.2020).

106 Der oft nicht funktionierende Sonnenschutz heizt das Gebäude im Sommer zudem auf.

107 Jury Protokoll 2. Stufe, 29.05.2009, online unter: [https://competitionline-content.com/11xx/1135\\_2Stufe.pdf](https://competitionline-content.com/11xx/1135_2Stufe.pdf) (abgerufen am 26.01.2023).

108 Karl Grimm über seinen Entwurf in: *architektur.aktuell*: <https://www.architektur-aktuell.at/projekte/freianlagen-am-campus-technikerstrasse-der-ifu-innsbruck> (abgerufen am 06.05.2020).

109 Ein Grund könnte sein, dass die Sanierung des Victor-Franz-Hess Haus bereits angedacht ist, und im Falle einer größeren Baustelle eine neue Platzgestaltung unpraktisch wäre.

110 Karl Grimm über seinen Entwurf in: *architektur.aktuell*.

111 Vgl. Tragbar 2019, *Der Campus Technik*, S. 194.

112 Sie ist vollständig im Besitz der Republik Österreich.

113 Neben Sanierungs-/Neubaumaßnahmen und Liegenschaftsmanagement investiert sie zunehmend auch in Wohnbau.

114 Interessant ist, dass der BIG der Großteil der Bundesimmobilien übertragen wurde, nicht aber etwa die ‚historischen Gebäude‘. Diese werden seit 2001 von der Burghauptmannschaft Tirol verwaltet; in Innsbruck zählen dazu unter anderem die Hofburg, die Triumphpforte und Schloss Ambras.

115 Vgl. Elmar Schübl, *Der Universitätsbau in der Zweiten Republik. Ein Beitrag zur Entwicklung der universitären Landschaft in Österreich*, Wien 2005, S. 110–111.

116 BIG Nachhaltigkeitsbericht 2018, S. 5, online unter: <https://nachhaltigkeit.big.at/nachhaltigkeitsbericht> (abgerufen am 27.01.2023).

117 Vgl. BIG Nachhaltigkeitsbericht 2018, S. 8.

118 Website BIG: [www.big.at/projekte/](http://www.big.at/projekte/) (abgerufen am 26.01.2023).

119 Diese Vermutung gründet sich auf ein Forschungsprojekt der BIG: GRUEFF-Gründerzeit Fenster und Fassadenelemente. Im Rahmen dieses Projektes wurden durch eine Gruppe von ArchitektInnen und ForscherInnen „Fenster und Fassadenelemente entwickelt, die dem typischen Gründerzeitfenster in der Dimensionierung und Proportion wesentlich näherkommen als bisher am Markt befindliche Fensterlösungen.“ Vgl. Edeltraud Haselsteiner, *Sanierung oder Abriss*, in: *Forum Planen*, Heft 18, 2011, S. 9–11, hier S. 10. Diese Haltung wäre auch gegenüber jüngeren Gebäuden wünschenswert.

120 In Innsbruck zum Beispiel die SoWi-Fakultät von Henke-Schreieck Architekten.

121 Die oben genannten Sanierungsmaßnahmen haben nicht nur Architektur, sondern auch die Kunst am Bau an der Technik verstimmt.

122 Vgl. BGBl. I – Ausgegeben am 19. August 1999 – Nr. 170, §(4).

123 Vgl. Alois Riegl, *Der Moderne Denkmalkultus sein Wesen und seine Entstehung* (1904), in: Alois Riegl, *Gesammelte Aufsätze*, hg. v. Karl Swoboda, Wien 1929, S. 178–193.

124 Unterschutzstellung 2012.

125 Unterschutzstellung 2013.

126 Unterschutzstellung 2015.

127 Vgl. außerdem: <https://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/grundlagen/nachkriegsarchitektur/index.html> (abgerufen am 26.01.2023).

128 Denkmalschutzgesetz Österreich §1.

129 In Innsbruck verschwinden immer mehr Beispiele des ‚Brutalismus‘; neben der Technik z.B. auch die Raiffeisenbank.

130 Gründe des Naturschutzes schlossen die Weiterentwicklung des ‚Einhaus‘ Konstanz aus.

131 Vgl. neue Rahmenplanung: [https://www.intern.tu-darmstadt.de/informationsportal/nachrichten\\_2/news\\_details\\_de\\_en\\_339968.de.jsp](https://www.intern.tu-darmstadt.de/informationsportal/nachrichten_2/news_details_de_en_339968.de.jsp) (abgerufen am 26.01.2023).

132 *Mohr Architekten* realisierten bereits den Neubau der Universität am Innrain.

133 Vgl. Abb. 20 Gebäude T25.

134 Bis auf das Gebäude ZS und den Kindergarten, vgl. oben.

135 Die vorhandenen Sanierungspotenziale dieser Systembauten bleiben meist ungenutzt.

136 Interview mit Christina Koch und Sebastian Sauer.

## Abbildungsnachweise

Abb. 1, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 20, 21, 22: Lydia Constanze Krenz  
 Abb. 2, 3, 4, 5, 10: Universitätsarchiv Konstanz (UAKN), Best. 509, I F/46; Best. 522, I F/91, Nr. 10; Best. 509, I F/141; Best. 522, I F/77, Nr. 31; Best. 522, Fotograf Heinz Finke, I F/94, Nr. 4  
 Abb. 11, 15: Bildarchiv Foto Marburg, Bilddatei fm490875; Bilddatei fm490867  
 Abb. 16: Foto: L. Schönbein  
 Abb. 17, 18, 19: Archiv für Bau.Kunst.Geschichte Universität Innsbruck

## Abstract

Nie zuvor und nie wieder danach wurden so viele Universitäten gegründet und bestehende Strukturen ausgebaut, wie in den 1960er und 1970er Jahren. Diese Bauten sind Ausdruck einer Zeit, in der der Glaube an unbegrenztes Wachstum noch ungebrochen war. Dieser Glaube spiegelte sich auch in den Entwurfskonzepten wider; stringente Raster, Betonfertigteile und auf die kontinuierliche Weiterentwicklung ausgelegte Systeme zeugen davon. 50 Jahre später stehen einige dieser Areale unter Denkmalschutz während andere bereits zerstört wurden oder stark gefährdet sind.

Anhand der Universität Konstanz, dem Campus Lichtwiese der TU Darmstadt sowie dem Campus Technik in Innsbruck, konnte beispielhaft analysiert werden, inwieweit die ursprünglichen Entwurfskonzepte weiterverfolgt wurden und welche Faktoren zum heutigen Zustand führten. Die Beispiele in Konstanz und Darmstadt sind überwiegend positiv zu beurteilen, wohingegen das Innsbrucker Beispiel aus bauhistorischer und denkmalpflegerischer Sicht negativ bewertet werden muss.

## Autorin

Lydia Constanze Krenz studierte Architektur an der Hochschule Darmstadt und der Universität Innsbruck und schloss ihr Studium im September 2020 mit einer Arbeit über Campus-Bauten der 70er Jahre ab; sie arbeitete sowohl für die Tiroler Künstler\*schaft als auch für die Innsbrucker Künstlerin Katharina Cibulka; seit Oktober 2020 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Baugeschichte und Architekturtheorie der Universität Innsbruck, an dem sie ihre Dissertation über die Tiroler Moderne verfasst. Von 2018 bis 2021 studierte sie zusätzlich Kunstgeschichte an der Universität Innsbruck.

## Titel

Lydia Constanze Krenz, Campus-Bauten der 1960er und 1970er Jahre und ihre bauliche Weiterentwicklung, in: kunsttexte.de, Nr. 1, 2023 (25 Seiten), [www.kunsttexte.de](http://www.kunsttexte.de).

DOI: <https://doi.org/10.48633/ksttx.2023.1.94352>